DIE NEUESTEN

GRÄBERFUNDE VON WATSCH UND ST. MARGARETHEN

IN KRAIN

UND

DER CULTURKREIS DER HALLSTÄTTER-PERIODE.

VON

FERDINAND v. HOCHSTETTER,
OBMANN DER PRÄHISTORISCHEN COMMISSION DER KAISERLICHEN AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN.

(Mit 2 Tafeln und 18 Holzschnitten.)

BESONDERS ABGEDRUCKT AUS DEM XLVII. BANDE DER DENKSCHRIFTEN DER MATHEMATISCH-NATURWISSENSCHAFTLICHEN CLASSE
DER KAISERLICHEN AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

WIEN.
AUS DER KAISERLICH-KÖNIGLICHEN HOF- UND STAATSDRUCKEREI.

IN COMMISSION BEI KARL GEROLD'S SOHN,
BUCHHÄNDLER DER KAISERLICHEN AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

1883.

DIE NEUESTEN

GRÄBERFUNDE VON WATSCH UND ST. MARGARETHEN

IN KRAIN

UND

DER CULTURKREIS DER HALLSTÄTTER-PERIODE.

VON

FERDINAND v. HOCHSTETTER,

OBMANN DER PRÄHISTORISCHEN COMMISSION DER KAISERLICHEN AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN.

(Mit 2 Tafeln und 18 Holzschnitten.)

VORGELEGT IN DER SITZUNG AM 8. MÄRZ 1883.

Seit dem ersten Bericht über das Gräberfeld bei Watsch, welchen ich 1879 gemeinschaftlich mit Herrn Custos Carl Deschmann in Laibach verfasst habe,[1] hat diese Fundstätte prähistorischer Alterthümer durch die von verschiedenen Seiten fortgesetzten Ausgrabungen und die zahlreichen glänzenden Funde, die dabei gemacht wurden, eine kaum erwartete Bedeutung für die prähistorische Wissenschaft gewonnen. Obwohl das Gräberfeld noch lange nicht erschöpft ist, erscheint es dennoch gerechtfertigt, jenem ersten Berichte einen zweiten folgen zu lassen, um wenigstens die wichtigsten Ergebnisse der seitherigen Ausgrabungen, durch welche das Fundmaterial, welches bei der Abfassung des ersten Berichtes vorlag, wenigstens vervierfacht wurde, darzulegen.

Seit unseren ersten Arbeiten im Jahre 1878, von deren Erfolg jener Bericht handelt, sind die Ausgrabungen auf der überaus lohnenden Fundstätte am Abhange des Slemschekberges bei Watsch eigentlich nie ganz ausgesetzt worden. Die Hirten und Bauern der Umgebung sind seither stets auf der Suche und haben schon manchen hübschen Fund gemacht.

Ein besonders erwähnenswerther derartiger Fund, der an das Landesmuseum in Laibach gekommen ist, wurde von einem Hirten im März 1880 gemacht, durch die Aufdeckung eines weiblichen Skeletes, ohne Füsse, welches ganz ausserordentlich reich mit Schmuck ausgestattet war. Es fanden sich bei demselben nicht weniger als 36 Armringe aus Bronze, 2 Bronzespiralen, 4 Fibeln, darunter 2 schöne Glasfibeln, 14 Ohrringe, 1 Gürtelblech aus Bronze und eine grosse Anzahl von Bernstein- und Glasperlen.

Vor allem aber war es der eifrige Alterthumsforscher Fürst Ernst zu Windischgrätz, der seinen Sommeraufenthalt auf Schloss Slatenegg bei Littai in den Jahren 1879, 80 und 81 dazu benützte, in dem nahen Watsch die von uns begonnenen Ausgrabungen systematisch fortzusetzen und den Schullehrer Franz Perunzi in Watsch

[1] Deschmann und Hochstetter, Prähistorische Ansiedelungen und Begräbnissstätten in Krain. Erster Bericht der prähistorischen Commision. In den Denkschriften der math.-naturw. Classe, XLII. Bd. 1879.

mit der Beaufsichtigung dieser Ausgrabungen betraute. Das vom Fürsten Windischgrätz in den genannten Jahren durchgegrabene Terrain liegt zum grössten Theile rechts, d. h. nördlich von dem auf unserer Karte [1] bezeichneten Hohlweg, in westlicher Richtung unmittelbar an die von uns 1878 ausgegrabene Stelle anschliessend, zum Theile links vom Hohlweg. Die Ausgrabungen des Fürsten, an welchen auch Graf Gundaker Wurmbrand Theil genommen hat, waren vom besten Erfolge begleitet und der Fürst besitzt derzeit eine reiche und anziehende Sammlung von Fundobjecten von Watsch, welche in seinem Palais in Wien aufgestellt ist und manche Unica enthält.

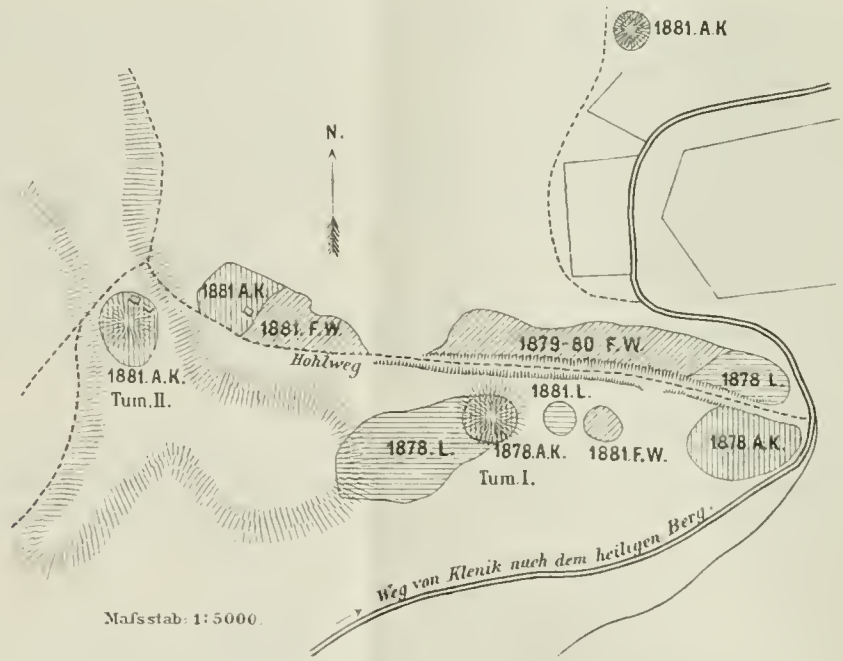
Von den wichtigeren Funden, welche Fürst Windischgrätz im Jahre 1881 gemacht hat, erwähne ich einen grossen Bronzekessel, eine sog. Ciste, die auf der linken Seite des Hohlweges in 1 Meter Tiefe lag. Diese Ciste, die in mehrere Stücke zerdrückt war, zeigt weit auseinander stehende Rippen und ist im obersten und untersten Felde der Rundung durch getriebene Schwanenfiguren und Kreisornamente, wie sie von Hallstatt bekannt sind, verziert, an zwei seitlichen Henkeln mit je zwei Ringen sind zwei Tragreifen befestigt. Unweit von dieser Ciste fand sich ein kleinerer, glatter, unverzierter Bronzekessel (Situla) von 25^{cm} Höhe mit einem angenieteten umlegbaren Bügelhenkel. Ausserdem fand Fürst Windischgrätz ein Messerheft aus Horn mit Bronzebeschlägen, Fragmente von schönen Bronzegürteln, z. Th. mit getriebenen Ornamenten, und besonders niedlich gearbeitete armbrustähnliche T-Fibeln. — (Siehe Fig. 17.)

Ein mehrwöchentlicher Aufenthalt in dem Herrn Alois Praschniker in Stein gehörigen kleinen Bade Gallenegg bei Sagor im Sommer 1881 gab mir selbst die Gelegenheit, die im Jahre 1878 in Gemeinschaft mit Herrn D'eschmann mit so schönem Erfolge begonnenen Ausgrabungen mit Verwendung eines Theiles der Subvention der prähistorischen Commission der kais. Akademie der Wissenschaften fortzusetzen.

Wie in früheren Jahren hatte ich für die Beaufsichtigung und Leitung der Ausgrabungen im Jahre 1881 wieder den Präparator des Landesmuseums in Laibach, Herrn Ferdinand Schulz, gewonnen.

Die Arbeiten wurden am 9. August an der Stelle rechts, d. h. nördlich vom Hohlweg begonnen, wo Fürst E. Windischgrätz zuletzt aufgehört hatte. (Vergl. die beistehende Planskizze Fig. 1).

Fig. 1.



Übersicht der Ausgrabungen auf dem Gräberfeld bei Watsch.
L = Laibacher Museum. *AK* = Prähistorische Commission der kais. Akademie der Wissenschaften. *FW* = Fürst Ernst zu Windischgrätz.

[1] Tafel IV der bezeichneten Abhandlung.

Nach vergeblichen Versuchen in den ersten zwei Tagen kamen die Arbeiter am 11. August in 2 Meter Tiefe auf ein männliches Skelet. (Rückenlage, Füsse gegen Ost, Kopf gegen West.) Der Schädel sammt Unterkiefer und ebenso die Fuss- und Armknochen waren gut erhalten, Rippen und Wirbelsäule dagegen fast vollständig zerstört. Bei der linken Hand lag eine eiserne Hohlaxt, bei den Füssen ein in mehrere Stücke zerbrochener und zerdrückter Helm aus Bronze mit doppeltem Kamm, welcher später beschrieben werden wird, ferner ein Gürtelblech aus Bronze, ein thönerner Spinnwirtel, ein verzierter kleiner Cylinder aus Bein, endlich unter den Füssen zwei gut erhaltene Lanzenspitzen aus Eisen.

Bei den weiteren Nachgrabungen an dieser Stelle wurde in 3 Meter Tiefe ein zweites Skelet, jedoch ohne Beigaben und in einem solchen Zustande, dass es nicht erhalten werden konnte, aufgedeckt; in der Nähe wurden dann noch ein Armring aus Eisen, Bruchstücke von einem Bronze-Gürtelblech und ein kleines Goldblättchen aufgefunden.

Auf derselben Seite des Hohlweges war es, wo bei späteren selbstständigen Nachgrabungen der Arbeiter im Frühjahr 1882, nur 4 Meter vom Hohlweg entfernt, in einer Tiefe von $1^1/_2$ Meter der merkwürdigste und wichtigste unter allen bisherigen Watscher Funden gemacht wurde, die schöne Bronze-Situla mit getriebenen Figuren, die an das Museum in Laibach gekommen ist. Dieses fast unversehrt erhaltene Gefäss besteht aus zwei zusammengenieteten Platten von sehr dünnem, äusserst biegsamem Bronzeblech. Seine Aussenseite ist in drei Zonen mit halberhabenen Menschen- und Thierfiguren in getriebener Arbeit, deren Umrisse sehr kunstvoll und sorgfältig, nicht in zusammenhängender Linie, sondern in mit einem feinen Grabstichel dicht aneinander eingeschlagenen kurzen Strichen einpunzirt sind, im vollen Umfange bedeckt, ein bewunderungswürdiges Erzeugniss einer bereits hoch entwickelten Metalltechnik.

Ich werde auf dieses Prachtstück später ausführlich zurückkommen.

Eine zweite Stelle, an der ich Nachgrabungen vornehmen liess, war am Abhange des Napredovz genannten Hügels, nördlich vom Fahrweg nach dem heiligen Berg, wo in früheren Jahren so interessante Funde gemacht worden sind. In einem kleinen tumulusähnlichen Hügel an diesem Abhang wurden in 1 Meter Tiefe zwei menschliche Skelette aufgedeckt, deren Knochen jedoch vollständig zerfallen waren. Als Beigaben fanden sich zwei gebrochene Fibeln aus Bronze, eine Axt und eine Lanze aus Eisen.

Am erfolgreichsten, was die Menge der Funde betrifft, waren jedoch die Ausgrabungen, welche am 16. August links vom Hohlweg, an dessen oberem Ende in einem Hügel, der gegen den Hohlweg einen felsigen Abhang hat, aber nach Süd flach abdacht, begonnen wurden. Dieser Hügel ist auf unserer Karte vom Jahre 1879 als Tumulus bezeichnet und hat seither die Bezeichnung Tumulus II erhalten, zum Unterschied von dem Hügel (Tumulus I), den wir weiter unten ebenfalls auf der linken Seite, d. h. südlich vom Hohlweg 1878 ausgegraben hatten, und der ein ganzes Urnenfeld enthielt.[1]

Die Grabungen auf diesem zweiten Hügel ergaben ein ganz ähnliches Resultat, wie jene auf dem ersten Hügel. Auch hier fand sich in dem Dolomitgrus und Lehm, aus welchem die Oberfläche des unbewaldeten Hügels bestand, ein ganzes Urnenfeld mit Leichenbrandgräbern neben einzelnen Skeletgräbern.

Die Urnen mit Leichenbrand und die verschiedenen Beigefässe waren in der Regel, jedoch nicht immer, mit einer Steinplatte bedeckt und von Brandkohle umgeben. Wo unter einer Platte zwei Urnen sich fanden, enthielt nur eine den Leichenbrand, die andere war leer. Die Urnen standen dicht gedrängt in verschiedener Tiefe von 1 Meter bis 3 Meter unter der Oberfläche. Bisweilen kam es auch vor, dass unter einer Steinplatte nur Holzkohle und Leichenbrand ohne eine Urne sich fand; für die Aufnahme der Kohle und den Leichenbrand war dann aber stets ein rundliches Loch in den natürlichen Grusboden gegraben.

Im Übrigen bestand der Hügel theils aus reinem Dolomitgrus, theils aus mit Dolomitgrus vermengtem Lehm, und schien zum grössten Theile künstlich aufgeschüttet; wenigstens spricht dafür eine Art Schichtung, die sich in dem Material, aus welchem die Urnen ausgegraben wurden, erkennen liess, so dass wir es also eigentlich mit einem Urnenhügel zu thun haben, wie solche aus Norddeutschland (Brandenburg, Pommern, Mecklenburg

[1] Vergl. die oben angeführte Abhandlung.

und Holstein) bekannt sind. Was die Skelette betrifft, so fanden sich dieselben ganz unregelmässig zwischen den Urnengräbern, bald über, bald unter denselben, so dass man nicht sagen kann, die Skeletgräber seien älter oder jünger als die Leichenbrandgräber. Nur das schien sich auch diesmal wieder zu bestätigen, dass Skelette in der Regel reichere Bronzebeigaben haben.

Die Ausgrabungen in diesem Hügel wurden am 16. August begonnen und bis zum 29. August fortdie gesetzt. Der Fundbericht lautet:

16. August. Drei Kinderleichen in $^1/_2$ Meter Tiefe, die Knochen ganz zerfallen mit einigen Bronzestücken.

17. August. Unter einer Steinplatte in 1 Meter Tiefe eine schwarze verzierte Urne mit Leichenbrand, darin ein Eisenring, eine Bronzenadel und einige Bronzebruchstücke. Neben der schwarzen Urne eine rothe Urne mit Deckel, leer.

Zwei nicht conservirbare Skelette, mit Bernstein- und Glasperlen als Beigabe.

18. August. Zwei Urnen, in einer Leichenbrand nebst einer Bronzefibel und zwei kleinen Ringen aus Eisen. Ein Skelet, Rückenlage, mit dem Kopf gegen Westen und den Füssen gegen Ost, an den Armen je ein Armring aus Bronze. Das Skelet nicht erhaltbar.

19. August. Zwei Skelette ohne irgend welche Beigaben. Einzelne Bronzegegenstände zerstreut. 3 Meter nördlicher ein drittes Skelet, mit dem Kopf nach Ost und den Füssen nach West, um den Hals einzelne Glasperlen, am linken Arm eine Fibel aus Bronze.

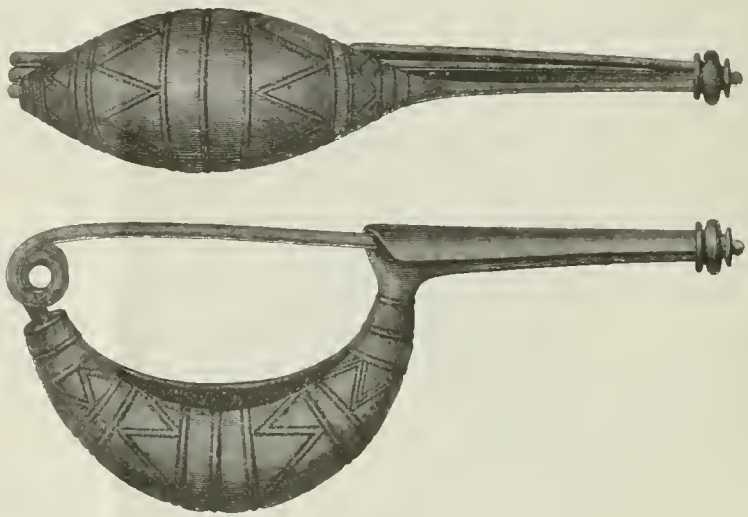
In 3 Meter Tiefe drei Urnen mit drei Schalen, in einer Urne eine lange Nadel aus Eisen, in einer zweiten eine schöne Schmucknadel aus Bronze (Fig. 2), die an ihrem oberen umgebogenen Ende einen grossen kugelförmigen verzierten Knopf mit einer napfartigen Verlängerung trägt und deren Spitze in einer mit Leisten verzierten Vorsteckhülse steckt, die abgedreht werden kann, wie sie auch bei Hallstätter Nadeln vorkommt. Bemerkenswerth ist, dass das völlig gleiche Gegenstück zu dieser Nadel, welches im Besitz des Museums zu Laibach ist, in einem Hügelgrab bei St. Margarethen gefunden wurde.

Fig. 2.

$^1_2$ n. Gr.

Schmucknadel aus Bronze, $^1/_2$ nat. Grösse.

Fig. 3.



Kahnförmige Fibel aus Bronze, $^1/_2$ nat. Grösse.

20. August. Mehrere gut erhaltene Urnen mit Leichenbrand, ohne Beigaben.

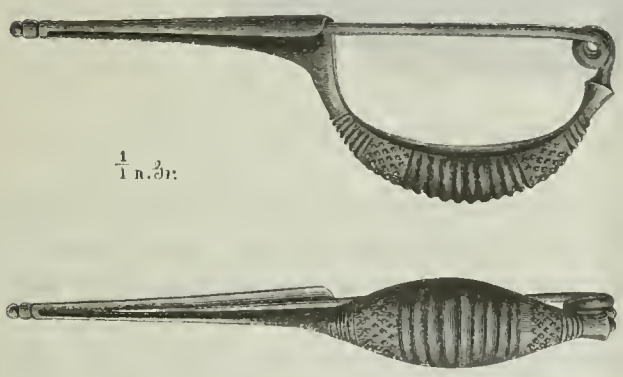
22. August. 5 Urnen mit Leichenbrand und 4 thönerne Schalen in 3 Meter Tiefe. In einer Urne als Beigaben eine halbkreisförmige Fibel aus Eisen, eine eiserne Nadel und Bruchstücke von Bronze.

In einer Tiefe von 1 Meter ein menschliches Skelet mit dem Kopf nach Osten, mit den Füssen gegen Westen, nicht erhaltbar. Auf dem Kopf lag ein grosser Stein, auf der Brust eine grosse vortrefflich

erhaltene und verzierte kahnförmige Fibel aus Bronze (Fig. 3) mit langem Fussstück, an den Ohren zwei kleine Ringe aus Bronzedraht, um den Hals Bernsteinperlen. Der weite Bügel der kahnförmigen Fibel ist mit geraden Doppellinien verziert, welche zwei einfache und drei doppelte Querbänder bilden; die dazwischen liegenden Felder zeigen Zickzacklinien, die Nadelspirale hat 2 Umgänge und federt noch vollkommen. Der 104^{mm} lange Fuss ist mit einem profilirten Knopf abgeschlossen. Ganze Länge 194^{mm}.

Diese grosse Kahnfibel ist bis jetzt das einzige derartige Exemplar von Watsch. Vollkommen identisch in Form und Verzierung mit dieser Watscher Fibel sind aber zwei grosse Kahnfibeln, welche das Laibacher Museum aus den Hügelgräbern von St. Margarethen besitzt, sowie eine solche Fibel, welche in den Hügelgräbern bei Landstrass im Gurkthale gefunden wurde. Häufiger sind in Watsch und an den anderen Localitäten kleinere Kahnfibeln, die auch mit eiserner Nadel vorkommen. (Fig. 4.)

Fig. 4.



$\frac{1}{1}$ n. Gr.

Kahnförmige Fibel mit eiserner Nadel, nat. Grösse.

Fig. 5.

$\frac{1}{2}$ n. Gr.

Dreiarmige Lampe aus Thon, $^1/_2$ nat. Gr.

In 3 Meter Tiefe und 2 Meter weiter östlich fand sich ein zweites nicht erhaltbares Skelet, ohne Beigaben.

23. August. 15 Urnen mit Leichenbrand, davon 9 gut erhalten, nicht alle Urnen mit Schalen bedeckt.

24. August. Mehrere Urnen mit Leichenbrand. In einer sehr grossen Urne fanden sich noch zwei kleine thönerne Töpfe, eine Schale und eine dreiarmige Lampe aus Thon (Fig. 5) nebst einer Fibel aus Bronze. Die Lampe ist der erste derartige Fund von Watsch.

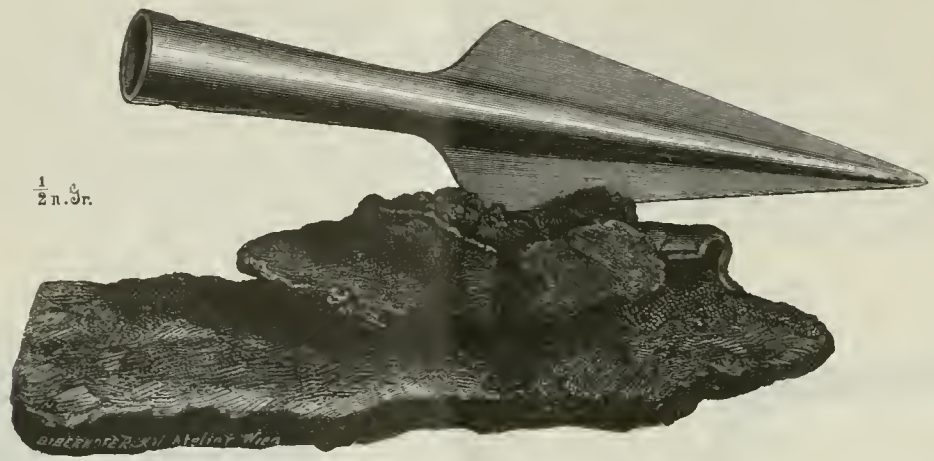
29. August. Fünf Aschenurnen und zwei Schalen.

In einer schon ursprünglich in zerbrochenem Zustand eingegrabenen Urne, indem die eine Seite derselben fehlte, ohne dass sich irgend welche Bruchstücke auffinden liessen, lag auf dem Leichenbrand ein grosser eiserner Paalstab und eine schön erhaltene Lanzenspitze aus Bronze, mit der scharfen Seite des Blattes fest mit dem in Brauneisenstein verwandelten Paalstab verwachsen (Fig. 6). In einer zweiten Urne lag eine Fibel aus Bronze, ein eiserner Ring, kleine Bronzeringe und ein Webstuhlgewicht aus Thon.

Ein besonders interessantes Stück ist die erwähnte Lanzenspitze aus Bronze, die erste Waffe aus Bronze, welche in Watsch bis jetzt gefunden wurde, indem die sehr zahlreichen, bisher gefundenen Lanzenspitzen alle aus Eisen bestehen. Das Blatt der Lanzenspitze ist von rhomboidaler Form, 135^{mm} lang, 50^{mm} breit. Die Dülle hat zwei einander gegenüberstehende Nietlöcher und geht ohne Unterbrechung in die hohle Mittelrippe des Blattes über, ganze Länge 215^{mm}. Diese Lanzenspitze ist durch nierenförmigen Brauneisenstein an der einen scharfen Blattkante fest verwachsen mit einer oberflächlich ganz in Brauneisenstein verwandelten eisernen Axt mit 2 breiten Schaftlappen (Länge 185^{mm}, Breite 63^{mm}), jedoch so, dass die Spitze und die Dülle der Lanze, sowie der ganze obere Rand derselben frei sind. Am Brauneisenstein haften einzelne Stücke der

Leichenbrandknochen; ausserdem ist sowohl das die Bronzelanze und die eiserne Axt verbindende Mittelstück, als auch die letztere selbst ihrer ganzen Länge nach an einer Seite von einer Schichte von Brauneisenstein

Fig. 6.



Lanzenspitze aus Bronze, durch eine Brauneisensteingeode verwachsen mit einem eisernen Paalstab. ½ nat. Grösse.

überzogen, die eine Pseudomorphose nach einem groben Gewebe darstellt, das aufs deutlichste erhalten ist. Dieses Gewebe deutet darauf hin, dass die beiden Waffen in ein Stück Zeug eingehüllt in die Urne mit Leichenbrand gelegt waren, in der sie gefunden wurden. Die Lanzenspitze hatte die Urne durchbohrt und diese selbst war so zerdrückt und zerbrochen, dass sie nicht erhalten werden konnte.

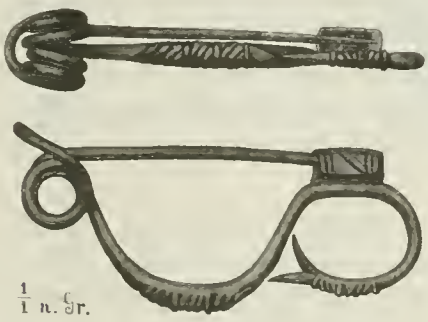
Nachdem der Hügel bis auf seinen steilen Nordabhang ganz abgegraben war, wurden weitere Grabungen noch in dem Walde unterhalb des im Jahre 1878 ausgegrabenen ersten Hügels veranstaltet. Das Resultat war:

30. August. Mehrere Urnen mit Leichenbrand; in einer lag eine schön patinirte Bogenfibel aus Bronze, in einer zweiten ein Ohrgehänge aus Bronze und kleine Bronzeknöpfe, in einer dritten eine halbkreisförmige Bogenfibel ganz aus Eisen.

31. August. Eine Urne mit Leichenbrand, darin eine Fibel aus Bronze von der gewöhnlichen *Certosa*-Form mit zurückgebogenem in einen Knopf endendem Schlussstück, ferner ein gebrochener Armring aus Bronze und etwas Eisen.

1. September. Mehrere Urnen, in einer eine halbkreisförmige Bogenfibel aus Bronze, in einer zweiten eine halbkreisförmige Bogenfibel aus Eisen.

Fig. 7.



Schlangenfibel aus Bronze, nat. Gr.

Fig. 8.

Verzierte halbkreisförmige Fibel aus Bronze, ½ nat. Gr.

Eine zierliche Schlangenfibel (Fig. 7), einen Achter darstellend, und eine sehr gut erhaltene grosse halbkreisförmige Fibel aus Bronze mit Kreisornamenten, die mittelst Stanzen in den Bronzering eingeschlagen sind, (Fig. 8) wurden frei in der Erde gefunden.

Endlich wurden noch an der Hand eines Skeletes zwei Fingerringe aus Bronze gefunden. (Fig. 9.)

Fig. 9.

$\frac{1}{1}$ n. $\frac{2}{3}$ r.

Fingerringe aus Bronze, nat. Grösse.

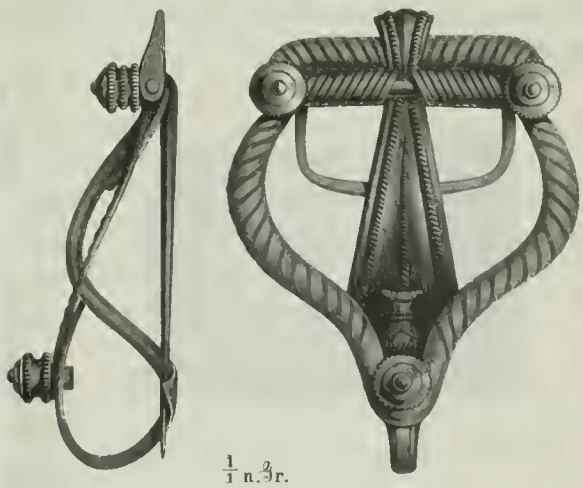
Die Gesammtausbeute der Ausgrabungen der prähistorischen Commission im Jahre 1881 betrug:

Gefässe aus Thon, Leichenbrandurnen und Beigefässe	54 Stück
Schalen aus Thon	21 „
Eine Lampe aus Thon	1 „
Spinnwirtel aus Thon	3 „
Webstuhlgewicht aus Thon	1 „
Wetzsteine	3 „
Gegenstand aus Bein	1 „
Zahlreiche Bernsteinperlen.	
Viele Perlen aus grünem und blauem Glas.	
Gold, ein kleines Blättchen.	
Gegenstände aus Bronze	94 „
Gegenstände aus Eisen	51 „
Schädel eines jungen männlichen Individuums, vollständig erhalten. (Siehe Anhang.)	
Calva eines bejahrten Mannes.	

Sämmtliche Fundobjekte wurden der prähistorischen Sammlung des k. k. naturhistorischen Hofmuseums einverleibt.

Nachdem ich meine Ausgrabungen abgeschlossen hatte, liess Herr Custos Deschmann im Interesse des Laibacher Museums noch einige Tage lang an der zuletzt erwähnten Stelle weiter graben. Nach dem Berichte des Herrn Schulz wurden mehrere menschliche Skelette aufgedeckt, von welchen die meisten jedoch ohne Beigaben waren. Drei Skelette lagen dicht über einander. Auf einer Brandkohlenschichte, die mit einer Steinplatte bedeckt war, fanden sich ferner die Bruchstücke von 15 bis 20 Armbändern aus Bronze. Die interessantesten Fundstücke waren aber eine halbkreisförmige Fibel aus Eisen, an deren Bügel zwei ovale Bronzeknoten angegossen sind und eine sehr schön erhaltene Bronzefibel, die man nach ihrer Form am besten als eine leierförmige Armbrust-Fibel bezeichnen kann, (Fig. 10.) Dieselbe wurde bei einem Skelete gefunden, dessen Schädel gut erhalten war. Das Charakteristische an dieser schönen Fibel sind die drei schraubenförmigen Knöpfe, mittelst deren die leierförmig gebogene Schleife an den Querbalken mit den beiderseitigen Spiralen und an das aufwärts gekehrte Ende des flachen Nutenstückes festgehalten wird. Die Axe des mit den Spiralen umwundenen Querstückes besteht aus Eisen. Diese Fibel ist bis jetzt ein Unicum.

Fig, 10.



$\frac{1}{1}$ n. $\frac{2}{3}$ r.

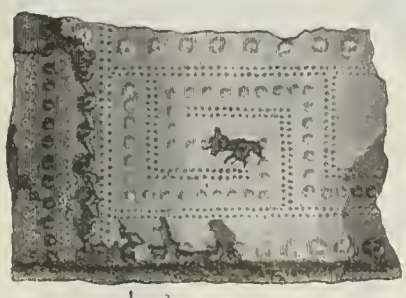
Leierförmige Fibel aus Bronze, nat. Gr.

Die Ausgrabungen für das Laibacher Museum wurden auch im Jahre 1882 fortgesetzt und zwar bei Zwetesch oberhalb Klenik. Als einen der interessantesten Funde von hier erwähnt Herr Deschmann die Bronze-Scheide eines Eisenschwertes, auf welcher mittelst Tremolirstich die Umrisse eines Steinbockes eingravirt sind, sowie eine Bogenfibel mit prächtigem Schmuckgehänge.

Während der Abfassung dieser Abhandlung wurden mir von Watsch neue interessante Funde angekündigt, welche ein Arbeiter im Laufe des Winters gemacht hatte, und welche ich für die prähistorische Sammlung des naturhistorischen Hofmuseums acquiriren konnte. So viel durch Herrn Szombathy, welchen ich im Februar d. J. an Ort und Stelle entsendete, constatirt werden konnte, wurden diese Funde in einem grossen flachen Tumulus auf dem von dem Berggipfel, welcher die Slemschekkirche trägt, westlich auslaufenden Rücken, also nicht auf dem Gräberfelde von Klenik, gemacht. In der Nähe des ausgegrabenen Tumulus sollen im Buschwald noch gegen 15 andere Hügelgräber zerstreut liegen.

Nach Angabe des Arbeiters waren es zwei Skeletgräber, auf die er kam, beide mit vielen rothen Urnen besetzt, die jedoch alle zerbrochen waren, auch die Skelette fanden sich in einem Erhaltungszustand, dass sie nicht aufbewahrt werden konnten. Bei dem einen Skelet lag neben dem Kopf ein Helm aus Bronze, der aus mehreren Blechstücken zusammengenietet ist, eine von den früher bei Watsch gefundenen zwei Helmen wesentlich verschiedene Form, die später beschrieben werden soll, ferner eine Lanzenspitze und ein Hohlkelt aus Eisen, beide von besonderer Grösse. Die sehr gut erhaltene Lanzenspitze hat die ungewöhnliche Länge von 55^{cm} und ein schmales nur bis zu 3·3^{cm} breites Blatt, mit einer starken vierkantigen der ganzen Länge des Blattes nach verlaufenden Mittelrippe (siehe Fig. 14). Der eiserne Hohlkelt, der in diesem Falle als Waffe oder als Genie-Werkzeug aufgefasst werden muss, ist 19·5^{cm} lang und an der Schneide 6·3^{cm} breit. Durch den in das Holz eingedrungenen Eisenrost ist der oberste Theil des Stieles, der eine knieförmige Biegung erkennen lässt, erhalten. Der Hohlkelt zeigt an einer Seite ein äusserst feines Gewebe, in Brauneisenstein umgewandelt, beinahe über seine ganze Fläche ausgebreitet. Weiter fanden sich zu den Füssen des Kriegers die Bruchstücke einer eisernen Pferdetrense und 4 radförmige durchbrochene Bronzeverzierungen mit Schlupfen rückwärts, die am besten als Theile eines Pferdegeschirres gedeutet werden können. Zur Seite des Skeletes stand eine rothe Thonurne mit einer flachen Bronzeschüssel bedeckt. Das zweite Skelet war reich mit Schmuck ausgestattet. Es fanden sich zwei geringelte Armringe aus Bronze, 7 Fibeln, darunter 2 Schlangenfibeln, 2 Bogenfibeln mit langgestrecktem Fuss, Bügel und Knopf am Fuss mit Bernsteinscheiben geschmückt, 1 Bogenfibel mit Glasüberguss, 1 armbrustähnliche und 1 Certosa-Fibel; ferner 60—70 Stück kleine kreuzförmige Glieder und kleine Ringe, die kettenartig an einem Bande aufgereiht gewesen sein mögen, da die einzelnen Glieder rückwärts alle mit einem Schlupfe versehen sind. Eine ganze ähnliche Kette besitzt das Laibacher Museum aus einem Hügelgrabe von St. Margarethen. Endlich fanden sich die Bruchstücke von zwei Paar goldplattirten Ohr- oder Armringen aus Bronze (Fig. 11).

Fig. 11.



$\frac{1}{1}$ n. Gr.

Bruchstück eines goldplattirten Ohrgehänges.

Dieselben sind aus dünnen, 36 bis 37^{mm} breiten Bronzeblechstreifen mit getriebenen Verzierungen gemacht und auf beiden Seiten mit Blattgold überzogen. Die Ornamente bestehen aus Reihen von gestanzten Punkten und Buckeln, welche Nagelköpfen gleichen, und einen doppelten Mäander bilden, ferner aus Kreisen, welche durch Tangenten zu fortlaufenden Reihen verbunden sind. Diese Funde repräsentiren daher in ausgezeichneter Weise die Stempeltechnik und den sog. „geometrischen Styl", wie er den Hallstätter Bronzen und den Bronzen des Nordens eigenthümlich ist, und ebenso an den Bronzefunden von Olympia vorkommt.[1] Das feine Goldblatt muss ursprünglich auf dem gestanzten Bronzeblech fest gehaftet haben, löst sich aber jetzt, da das Bronzeblech an der Oberfläche

[1] Furtwängler, Die Bronzefunde aus Olympia. Berlin 1880. S. 9.

vollständig in Patina umgewandelt ist, leicht ab. Leider sind sämmtliche Reifen in Stücke gebrochen. Es lässt sich aber erkennen, dass sie freie Enden hatten, von welchen das eine in ein Häkchen endete, während das andere mit einem für dieses Häkchen bestimmten Loche versehen war. Ähnliche Bronzereifen sind schon in der früheren Abhandlung abgebildet[1] und als Armringe bezeichnet. Bei den vorliegenden Reifen spricht aber der Umstand, dass sie auch im Innern schön vergoldet waren, gegen diese Deutung. Diese beiderseitige Vergoldung, sowie die Thatsache, dass in Watsch ähnliche Ringe mit Häkchen-Schliesse in den verschiedensten Grössen gefunden wurden (von 13^{mm} bis 90^{mm} Durchmesser) macht es vielmehr sehr wahrscheinlich, dass wir es hier mit Ohrgehängen zu thun haben.

Weitere interessante Funde wurden im Mai d. J. gemacht. Ein Arbeiter deckte am Wege nach dem heiligen Berg in der Nähe der Stelle, wo der erste Helm gefunden wurde, 6 Skeletgräber auf; die Skelette selbst wurden leider verworfen, und nur die Beigaben aufbewahrt. Im ersten Grab fanden sich zwei eiserne Lanzenspitzen, ein eiserner Hohlkelt und eine grosse Bronzefibel, annähernd von der Form der Certosafibeln. Die Beigaben charakterisiren dieses Grab als ein Kriegergrab. Beim zweiten Skelet fand sich ein Fussring aus Bronze, eine Bogenfibel mit langem Fuss, gegen 90 Stück Bernsteinperlen und zwei an der Aussenseite mit geometrischen Ornamenten verzierte Cylinder aus Bein, 60^{mm} hoch und 45^{mm} breit. Die Verzierungen sind in vier durch je zwei Linien von einander getrennten Zonen angeordnet: die erste Zone mit Mäanderverzierung, die zweite mit Hakenkreuzen, die dritte mit durch Tangenten verbundenen Kreisen, die vierte mit einem eigenthümlichen dreizackförmigen Ornament. Das dritte Grab enthielt einen Armring, zwei Ohrringe aus Bronze und ein mit Gold plattirtes Bronzeblech mit getriebenen Buckeln; das vierte Grab eine Schlangenfibel und 40 grosse Bernsteinperlen; das fünfte eine Schlangenfibel, 2 Armringe und 2 Ohrringe aus Bronze nebst 30 Bernsteinperlen, und das sechste 2 Armringe aus Bronze nebst 30 Bernsteinperlen.

Ebenso reich wie die Gräber von Watsch haben sich bei den in den Jahren 1879, 80 und 81 theils von der prähistorischen Commission der kais. Akademie der Wissenschaften, theils vom Landesmuseum in Laibach veranstalteten Ausgrabungen die gleichaltrigen Hügelgräber von St. Margarethen in Unterkrain erwiesen. Ich habe über dieselben in Kürze in den früheren Berichten der Commission (erster, dritter und vierter Bericht) Mittheilungen gemacht, während ich mir eine ausführliche Arbeit über diese inhaltsreichen Gräber noch vorbehalte. Sie kommen in dieser Abhandlung hauptsächlich als der bis jetzt einzige Fundort der merkwürdigen bronzeverzierten Holzgeflechte zur Sprache, die als Helme und Kopfbedeckungen der Alpenbewohner zur Zeit der Hallstätter-Periode gedient haben, und ich verweise in dieser Beziehung namentlich auf den vierten Bericht der prähistorischen Commission.[2]

Durch diese neueren und neuesten Funde haben die Nekropolen von Watsch und St. Magarethen eine solche Bedeutung gewonnen, dass man sie mit vollem Recht an die Seite des berühmten Gräberfeldes von Hallstatt setzen darf, nach welchem eine ganze prähistorische Culturperiode die Bezeichnung „Hallstätter-Periode" erhalten hat. Zugleich werfen diese Nekropolen im Zusammenhange mit den übrigen Fundorten derselben Periode in Krain (die Hügelgräber von Landstrass in Unterkrain, die Urnengräber von Zirknitz, die Hügelgräber von St. Veit bei Vier und Sittich, die Hügelgräber am Magdalenenberge bei St. Marein, die Urnengräber von Lepenee bei Feistritz in der Wochein, die Gräber von Sta. Lucia bei Görz u. s. w.), Steiermark (Mariarast, Purgstall bei Wies und Klein-Klein), Kärnten und Tirol ein ganz neues Licht auf jene Periode, welche durch den Bimetallismus von Bronze und Eisen charakterisirt ist und von den Archäologen als die jüngste Bronze- oder älteste Eisenzeit bezeichnet wird.

Nach der Entdeckung des Gräberfeldes am Salzberge von Hallstatt war man geneigt, den Reichthum an den mannigfaltigsten Producten einer hoch entwickelten Bronzeindustrie, welche dieses Gräberfeld auszeichnet, das damals in den österreichischen Alpen ganz vereinzelt dastand, aus dem einträglichen Salzhandel

---

[1] Deschmann und v. Hochstetter a. a. O. Taf. VI. Fig. 10; Taf. XIII, Fig. 2.

[2] LXXXII Bd. der Sitzungsb. der k. Ak. der Wiss. 1. Abth. Dec.-Heft. 1880.

zu erklären und und alle feiner gearbeiteten Bronze-Gegenstände als eingeführte Handelswaare aus dem Süden, aus Oberitalien und namentlich aus Etrurien zu betrachten, während nur die roher gearbeiteten und gewöhnlichen Bronzen und die Gegenstände aus Eisen ein Erzeugniss der einheimischen Bevölkerung, der keltischen Volksstämme der alten Taurisker und Noriker sein sollten. Durch die Ergebnisse der neuesten Ausgrabungen in den österreichischen Alpenländern wird man jedoch mehr und mehr zu der Ansicht gedrängt, dass die gesammte Bronzeindustrie ebenso wie die Eisenindustrie eine einheimische war, und in den Alpenländern ebenso gut wie in Italien und Griechenland ihre eigene Entwicklung hatte, und dass überhaupt die Metalltechnik der Hallstätter-Periode ein gemeinsames Eigenthum aller damaligen Völker Mittel-Europa's gewesen.

Um diese Anschauung zu rechtfertigen, muss ich näher auf die Hauptfundobjecte und eine Vergleichung derselben mit analogen Funden in unseren Alpenländern und in Italien eingehen.

Die Situla von Watsch und die analogen Funde in den österreichischen Alpen und in Italien.

Bei weitem das wichtigste Object in dieser Beziehung ist die oben erwähnte im Frühjahr 1882 gefundene einhenkelige Situla aus Bronze mit ihren figuralen Darstellungen in getriebener Arbeit, welche im Besitz des Laibacher Museums ist, und von Herrn Carl Deschmann ausführlich und eingehend beschrieben,[1] von Dr. Tischler aus Königsberg, welcher 1881 den Fundort Watsch in meiner und des Fürsten Windischgrätz Gesellschaft besucht hat, bei der deutschen Anthropologen-Versammlung in Frankfurt a. M. (1882) kurz besprochen worden ist.[2]

Indem ich auf die vortreffliche Beschreibung Deschmann's und die seiner Arbeit entnommene Abbildung (Taf. I, Fig. 1 und 2) hinweise, ist es vor Allem, wie schon Deschmann und Tischler hervorheben, wichtig, dass die dieser Situla am nächsten stehenden Funde gleichfalls in den österreichischen Alpenländern gemacht wurden.

Hieher gehören in erster Linie die Fragmente eines Gefässes aus Bronze mit getriebenen Figuren, welche 1845 auf dem Urnengräberfeld von Matrei am nördlichen Abhang des Brenners in Tirol gefunden wurden. (Taf. I, Fig. 3, 4 und 5).[3] Diese Fragmente sind ohne Zweifel Theile einer Situla, welche etwas grösser als diejenige von Watsch und aus etwas stärkerem Blech (von 0. 35^{mm} Dicke, während das Blech der Watscher Situla nur eine Stärke von $0{\cdot}2^{mm}$ hat) gearbeitet, aber wie das Watscher Gefäss in drei Zonen über einander mit figuralen Darstellungen verziert war. Die völlige Gleichheit in der technischen Ausführung, im Styl, in der Zeichnung bis in die kleinsten Details und in den Compositionsmotiven ist so frappant, dass man annehmen möchte, es seien beide Objecte aus einer und derselben Hand hervorgegangen. Die nackten, bart- und haarlosen Zweikämpfer (Pugiles) der mittleren Zone mit ihren Cesti,[4] die um einen auf einem Dreifuss (in beiden Darstellungen sind nur zwei Füsse wirklich ausgeführt) stehenden Helm mit nach hinten lang auslaufender Helmquaste kämpfen, die männlichen Figuren des oberen Randstückes in der eng den Körper umschliessenden ärmellosen Tunica, so dass man keine Arme sieht, und mit der flachen, niederen Kopfbedeckung, „Tellermütze", wie sie Deschmann nennt, einige der Thierfiguren der unteren Zone, wie der fliegende Vogel und die Hirschkuh und ebenso die kreis- und lilienähnlichen Ornamente auf den Fragmenten von Matrei und auf der Situla von Watsch sind nach einer und derselben Schablone oder Zeichnung gearbeitet, wenn auch in der

---

[1] C. Deschmann, ein Kunstwerk altetruskischer Metalltechnik. Mitth. der k. k. Centralcommision für Kunst und histor. Baudenkmale. 1 Heft 1883.

[2] Dr. Tischler, die Situla von Watsch. Corresp.-Blatt der deutschen Gesellsch. für Anthrop. Ethnol. und Urgesch. Nr. 12. Dec. 1882.

[3] Graf Benedict Giovanelli. Le antichità rezio-etrusche scoperto presso Matrai. Trento 1845. Eine deutsche Übersetzung in der Zeitschrift des Ferdinandeums in Innsbruck, Heft. 20. 1876.

[4] Faustkämpfer finden sich auch auf einem Bronze-Relieffragment von Olympia dargestellt. (Furtwängler a. a. O. S. 91). Die zwei im Faustkampfe begriffenen nackten Männer sind aber bärtig, und wenigstens der eine trägt hinten lang herabfallendes Haar.

Ausführung der Maassstab nicht ganz der gleiche ist. Nur der Helm zwischen den beiden Faustkämpfern ist auf den beiden Darstellungen etwas verschieden, indem der Helm auf dem Fragment von Matrei einen halbmondförmigen Aufsatz mit einer lanzenähnlichen Spitze in der Mitte zeigt, der auf der Watscher Darstellung, ebenso wie die Lanze neben dem Helme, fehlt. Die grosse Kammquaste der Helme ist auf beiden Darstellungen wieder gleich. Auch die Anordnung der Figuren in den einzelnen Zonen und die Richtung der Bewegung (in der oberen Zone von rechts nach links, in der unteren von links nach rechts) ist auf beiden Objecten dieselbe. Ebenso sind die Contouren der von innen getriebenen Figuren auf den Matreier Fragmenten, ganz so wie bei der Watscher Situla, von aussen mit einem feinen Ciselir-Instrument in kurzen, ca. 2^{mm} langen Strichen sehr scharf und bestimmt eingeschlagen, wovon ich mich an den Originalien selbst überzeugt habe.

Nebenbei sei bemerkt, dass auch der übrige Inhalt der Gräber von Matrei, die aus freier Hand gearbeiteten und nur leicht gebrannten Urnen aus schwarzem Thon, Ringe, Fibeln, Glasperlen u. s. w., mit Watsch übereinstimmt.

Ein zweites berühmtes Stück, welches der Situla von Watsch nahe verwandt ist, ist die 1868 am Fusse des Tscheggiberges bei Botzen in Südtirol unter einem Steine, allerdings auch nur in Bruchstücken gefundene Ciste von Moritzing, die von Orgler und Conze beschrieben wurde.[1] Die figuralen Darstellungen auf diesen Fragmenten, wenn sie auch viel einförmiger sind, zeigen denselben Styl und Charakter, wie die eben beschriebenen, und die Pferdeführer mit ihren flachen napfartigen Mützen und dem engen sackartigen Gewand, das keine Arme sehen lässt, sind den entsprechenden Figuren auf den Stücken von Matrei und Watsch vollkommen ähnlich.

Von Hallstätter Funden gehört hieher die von Baron Sacken auf Taf. XX und XXI seines Werkes über Hallstatt abgebildete Situla aus Bronze mit zwei Tragreifen, deren Deckel vier getriebene Thiergestalten zeigt, darunter zwei geflügelte reissende Thiere (Löwe oder Panther), das eine mit Thiergesicht einen Thierschenkel oder eigentlich einen halben Thierkörper im Rachen haltend, ähnlich wie auf der Watscher Situla, das andere mit Menschenkopf, während von den zwei übrigen Figuren die eine einen Hirsch darstellt, der an einem Baume friesst, die andere eine Gazelle oder Ziege mit einer Pflanze im Maule.

Ein neuer Fund, der sich hier anschliesst, ist ein Bronzeblech-Fragment aus einem Hügelgrab am St. Magdalenenberg bei St. Marein südlich von Laibach,[2] welches von Herrn Deschmann 1882 gefunden wurde und die auf Taf. I, Fig. 6 wiedergegebenen Figuren in getriebener Arbeit enthält. Ob das Fragment von einem Helm, wie Herr Deschmann meint, oder wahrscheinlicher ebenfalls von einem Bronzekessel herrührt, lässt sich kaum mehr entscheiden. Wichtig für unsere Zwecke sind die Krieger mit Schild und Lanze und einem schüsselförmigen Helm auf dem Kopfe, an welchem runde Scheiben sichtbar sind. Den schüsselförmigen Helmen mit den runden Scheiben begegnen wir wieder auf den Darstellungen der Situla von Bologna, auf die ich zu sprechen kommen werde, während solche Helme in den Hügelgräbern von St. Margarethen in Unterkrain in Wirklichkeit gefunden worden sind, wovon später ausführlich die Rede sein wird. Bemerkenswerth für die Gleichartigkeit der Funde ist, dass in demselben Hügelgrab von St. Marein auch eine halbkreisförmige Watscher Knotenfibel gefunden wurde.

Von italischen Funden, die zur Vergleichung herangezogen werden müssen, ist bei weitem der wichtigste die berühmte Situla von der Certosa bei Bologna (Taf. II), welche Zannoni abgebildet und beschrieben

---

[1] P. Flav. Orgler, Archäologische Notizen aus Südtirol. Programm des k. k. Gymnasiums zu Bozen 1871, mit 1 Tafel. Conze, Frammenti di vaso di Bronzo, trovati nel Tirolo meridionale in den Annali dell'Instituto di corrispondenza Archeologica. Roma 1874. 46 Bd. Die dazu gehörige Tafel in Mon. dell'Inst. Vol. X. tav. VI.

[2] Die Fundstätte bei St. Marein (Schleinitz an der NW.-Seite und Grosslug an der SO.-Seite des Magdalenenberges) verspricht, wie mir C. Deschmann schreibt, ein Seitenstück zu Watsch zu werden. In einem Tumulus kam eine rothe Fuss-Urne mit schwarzen Bandstreifen vor, die mit einem flachen Kupferdeckel bedeckt war; dann eine besonders grosse halbkreisförmigen Knotenfibel ganz aus Bronze; an ihr hingen zwei schöne Armbänder aus Bronze. Sie lag in einem sehr grossen halbzerstörten Bronzekessel, in welchem auch die Fragmente mit den Figuren sich fanden.

hat[1] und für ein altitalisches, d. h. umbrisches Erzeugniss hält, dann die Situla von Este bei Padua, die Situlae von Sesto Calende und Trezzo am Lago Maggiore, endlich der Spiegel von Castelvetro in der Emilia, also durchaus Funde von cisapenninischen Localitäten. Zannoni hat zum Vergleich mit der Situla der Certosa die sämmtlichen obenerwähnten Objecte und ebenso die obenerwähnten Funde aus Tirol auf den Tafeln XXXV und XXXVI seines Werkes abgebildet.

Die Situla der Certosa wurde im Grabe 68 am westlichen Rande der 1. Gruppe der Certosagräber gefunden, sie war mit einem Steine bedeckt und enthielt Leichenbrand; zwischen den Knochenresten lagen zwei schlecht erhaltene Fibeln, scheinbar vom Certosatypus, über den Knochenresten eine Schale und ein Henkelkrug aus Thon mit Mäanderverzierung. Diese Situla hat die auffallendste Familienähnlichkeit mit derjenigen von Watsch in Grösse und Form:

	Situla von Watsch	Situla von der Certosa bei Bologna
Höhe	24·5^{cm}	32^{cm}
Oberer Durchmesser	20 „	23 „
Unterer Durchmesser	13 „	13 „

Gewicht 62 Dekagramm.

Beide sind aus zwei sehr dünnen Bronzeblechen, die zusammengenietet sind, gearbeitet. Das Blech der Watscher Situla ist nur 0·2^{mm} stark. Die auf der Bologneser Situla in vier Zonen dargestellten Scenen und Figuren sind allerdings andere, als jene auf der Watscher Situla, die auch nur drei Zonen hat, aber beide Gefässe stimmen darin überein, dass die untere Zone nur Thierfiguren zeigt, und unverkennbar ist derselbe conventionelle archaische Styl auf beiden. Auf der Situla der Certosa ist namentlich der militärische Aufzug in der obersten Zone bemerkenswerth, auf den ich zurückkommen werde bei der Besprechung der in den Gräbern von Watsch und St. Margarethen gefundenen Helme.

Den Umstand, dass die Situla der Certosa, obwohl umbrischen Ursprungs, in einem etruskischen Gräberfelde und zusammen mit einigen für etruskisch gehaltenen Gefässen gefunden wurde, erklärt Zannoni dadurch, dass Umbrer auch unter der Herrschaft der Etrusker noch in dem alten Felsina gelebt haben. Die Umbrer verbrannten ihre Leichen, von ihnen stammen die Urnengräber mit Leichenbrand; später eroberten die Etrusker das Land der Umbrer, wobei sie ihren Einfluss auf die unterjochten Umbrer nur zum Theile zur Geltung bringen konnten. Dies zeige auch das Gräberfeld der Certosa, es sind hier $^2/_3$ Leichengräber, $^1/_3$ Brandgräber. Zu jener Zeit mussten also $^2/_3$ oder mehr von der Bevölkerung noch den umbrischen Gebräuchen gefolgt haben. Die Situla aber sei ein altes Prachtstück, das aus der rein umbrischen Zeit stamme, in einer Familie wahrscheinlich als Erbstück aufbewahrt worden, und erst nach der Festsetzung der Etrusker in dem alten Felsina in das Grab gelangt sei. (Zannoni a. a. O. p. 142.)

Die Situlae von Sesto Calende und Trezzo zeigen Kreisornamente und Figuren, die aus kleinen getriebenen Punkten oder Buckeln zusammengesetzt sind, ähnlich wie die Figuren auf den Resten von Bronzegefässen, welche im Grebinzkogel bei Klein-Glein in Steiermark gefunden wurden. Nach Zannoni sind sie in der Art der Verzierung den im Norden gefundenen Schilden mit Schwanenfiguren am ähnlichsten, von welchen drei im Kopenhagener Museum, einer in Stockholm aufbewahrt werden.[2]

Zannoni, der in seinem grossen Werke alle mit der Situla der Certosa verwandten Funde auf's eingehendste bespricht, theilt dieselben (p. 139) in zwei Gruppen: in solche, welche keinerlei orientalischen Einfluss zeigen, die er für älter erklärt (Matrei, Trezzo, Sesto Calende und Castelvetro), und in solche, die mehr oder weniger einen orientalischen Einfluss verrathen und jünger sind (Situla der Certosa, Moritzing, Este).

---

[1] Antonio Zannoni, Gli Scavi della Certosa di Bologna. Disp. Nr. 6. 1876, p. 101—102 und Tafel XXXV, Fig. 7. Ich entlehne dem Werke von Zannoni die Abbildung auf Tafel II in verkleinertem Massstabe.

[2] Nach Undset (Das erste Auftreten des Eisens in Nord-Europa S. 362—363) sind diese Schilde aus getriebenem Bronzeblech Erzeugnisse einer süd-europäischen Cultur, also eingeführte südländische Arbeiten.

Den reinsten umbrischen Typus hat nach Zannoni die Situla der Certosa, nichts destoweniger hält er auch alle übrigen erwähnten Objecte für Erzeugnisse der altitalischen Kunst, die, verschiedenen namentlich orientalischen Einflüssen unterworfen, sich in ihrer Ornamentik allmälig umgewandelt habe, während die Form im Allgemeinen die altitalische geblieben sei.

Das Charakteristische und Gemeinschaftliche aller dieser Gefässe ist die Eintheilung des Gefässumfanges durch horizontale Streifen oder Rippen in bandförmig umlaufende Zonen, oder an Deckeln und Schalen in concentrische Zonen, und der gemischte sogenannte „geometrische“ und „orientalische“ Styl. Die sehr primitiv stilisirten Menschen- und Thierfiguren sind nicht einseitig angebracht, sondern als Ornamentstreifen in Reihen geordnet. Diese Zoneneintheilung und reihenförmige Anordnung der Ornamente und der Figuren ist aber ein besonders charakteristisches Merkmal der alten orientalischen und asiatischen Metalltechnik und tritt uns überall auf den Schalen und anderen Gefässen aus Bronze, Silber und Gold entgegen, welche als Erzeugnisse der ägyptischen, phönikischen, assyrischen oder altgriechischen Kunst betrachtet werden.[1]

In den vollkommen naturalistischen Darstellungen selbst sehe ich nur volksthümliche Scenen und Bilder aus der Naturgeschichte, denen man keine tiefere hieratische oder gar mythische und symbolische Bedeutung unterlegen darf, und die im Allgemeinen keinen fremdartigen Einfluss verrathen. Auf der Watscher Situla ist in der oberen Zone ein festlicher Aufzug dargestellt, Wagenlenker, Pferdeführer, Reiter — vielleicht ein Hochzeitszug; auf der Situla der Certosa ist es ein militärischer Aufzug. Die zweite Zone der Situla von Watsch enthält die primitive Darstellung von einem Ess- und Trinkgelage. Die erste Gruppe der zwei Männer, die vor einer Urne auf einem Untersatz stehen, halte ich nicht, wie Deschmann, für eine Opferscene, sondern analog der ähnlichen Darstellung auf der Situla der Certosa für eine Trinkscene, da ich in der Urne nichts anderes erkennen kann, als ein grosses Weingefäss. Dann folgen gymnastische Spiele, die Faustkämpfer. Auf der Situla der Certosa zeigt die zweite Zone einen Zug von Männern und Frauen, welche die verschiedensten Dinge tragen (einen Zug von Geschenkbringern, wenn man will). Die dritte Zone enthält landwirthschaftliche Bilder, wie sie in ähnlicher Weise ägyptische Darstellungen zeigen, eine musikalische Unterhaltung, das Heimbringen einer Jagdausbeute u. s. w. Mir scheinen diese figuralen Darstellungen unter einander in keiner näheren Beziehung zu stehen. Die einzelnen Scenen des Volkslebens sind ohne weiteren inneren Zusammenhang nebeneinander gesetzt, wie die Bilder auf einem Bilderbogen, auf dem alles Mögliche zur Darstellung gebracht werden soll. Der Metallschmied hat eben den Raum benützt, den ihm die Zonen boten, und aus seinen Schablonen oder Zeichnungen ausgewählt und neben einander gesetzt, was ihm passend schien. Sehr leicht hat es sich der Künstler von Matrei gemacht, indem er die steifen Figuren mit der Tellermütze und der ärmellosen Toga eine neben die andere setzte (Taf. I, Fig. 5), bis der Raum ausgefüllt war. Freilich darf man darin nicht, wie Giovanelli meint, eine Procession von Zöglingen oder Epheben erkennen wollen, die auf den Kampfplatz der Athleten geführt werden und „deren Gang und feierliche Haltung eben auf den Platz gerichtet ist, den man später Palästra nannte, wo sie den Körper an die Strapazen der öffentlichen Spiele gewöhnten,“ u. s. w. oder in den Personen, „die in ernster Haltung den Athleten zusehen (Taf. I, Fig. 3), öffentliche Abgeordnete (Cosmeti oder Procuratoren), deren Amt es war, darauf zu achten, dass die Faustkämpfer alle Regeln des Kampfes beobachten, und endlich das Urtheil zu schöpfen und dem Sieger den Preis anzuweisen“.

---

[1] In dieser Beziehung sind zu vergleichen: Layard, Monuments of Niniveh, Second Series, die auf Taf. 57 bis 65 abgebildeten Bronzeschalen von Nimrud; Cesnola-Stern, Cypern, Tafel 9, angeblich phönikisch-ägyptische Schale aus Bronze von Idalium mit einer figuralen Darstellung eines Opfer- und Tanzfestes, deren unbeholfene rohe Ausführung viele Ähnlichkeit mit den Darstellungen auf unseren Situlen hat; Tafel 19, silberne Schale von Golgi in ägyptischem Styl; Tafel 51, silberner Deckel von Amathus in assyrisch-ägyptischem Styl; Tafel 66, silberne Schale, phönikisch nach ägyptischem Muster von Curium; ferner viele in Etrurien gemachte Funde, die als alte Importe aus Phönikien und Griechenland betrachtet werden. Ich erwähne beispielsweise nur das Hydria-ähnliche Silbergefäss mit Schale aus einem Grabe von Chiusi (Inghirami mon. etr. III. 19. 20.), auf welchen in zwei Zonen übereinander Faustkämpfer dargestellt sind, Soldaten mit griechischen Helmen Rundschilden und Lanzen, Reiter, Männer, welche Schweine und Schafe tragen, Frauen, welche Kästchen auf dem Kopfe tragen, u. s. w. Nach Furtwängler ist dieses Gefäss, dessen Darstellungen ganz in archaischem Style gehalten sind, cyprischen Ursprunges und hat die etruskische Inschrift erst nachträglich erhalten.

Leere Stellen zwischen den einzelnen Darstellungen sind durch Kreis- oder Radornamente,[1] durch Vogelfiguren und pflanzenähnliche Ornamente ausgefüllt. Nachdem der Künstler mit den Darstellungen von Aufzügen und Volksscenen fertig war, kommt schliesslich die Naturgeschichte an die Reihe. Er verwendet von Thierfiguren, was er hat und füllt damit den noch übrigen Raum in den unteren Zonen aus. Er wiederholt ein und dieselbe Figur selbst mehrmals, wie es eben der Raum gestattet. Auch die Thierfiguren zeigen einen conventionellen Styl. Steinbock, Hirsch, Widder, Ziege waren wohl dem Künstler oder dem Volke, für das er arbeitete, aus eigener Anschauung bekannt. Als etwas Fremdartiges erscheinen aber die reissenden Thiere (Löwe oder Panther), die geflügelten Thiere, sowie die stylisirten pflanzlichen Ornamente, die an Palmen, an Lotos und Iris erinnern, Formen und Kunstelemente, die sich auf orientalisch-asiatischen Einfluss zurückführen lassen.[2]

In hohem Grade wichtig in dieser Beziehung scheint mir jedoch die Thatsache, dass unsere Metallschmiede von den mannigfaltigen Flügelgestalten, welche die assyrisch-babylonische und phönikische Kunst geschaffen hat, nur die geflügelten Löwen aufgenommen haben, aber keine geflügelten Stiere, Rinder oder Pferde. Die letzteren Thiere waren den Völkern des Hallstätter-Culturkreises in Mitteleuropa aus der täglichen Anschauung bekannt, die geflügelten Phantasiegestalten derselben hatten für sie keinen Sinn, sie mussten ihnen unnatürlich, unverständlich erscheinen, aber den Löwen kannten sie nicht; ungeflügelt oder geflügelt, selbst mit Menschenkopf (wie auf dem Deckel der Hallstätter Situla) nahmen ihn unsere Künstler unter ihre Thierbilder auf und charakterisirten ihn als ein fleischfressendes Ungeheuer, das Menschen und Thiere fressen kann, in völlig rationalistischer Weise dadurch, dass sie ihm, wie auf einem Fragmente von Este (Zannoni Taf. 35, 55) und auf der Situla der Certosa, einen menschlichen oder wie auf dem Hallstätter Deckel und auf der Watscher Situla einen thierischen Schenkel in den Rachen steckten, während sie die Pflanzenfresser, im Gegensatze dazu, mit Baumzweigen oder Pflanzenranken im Maule darstellten. Da diese Art der Charakterisirung der verschiedenen Thiere sich, soviel mir bekannt ist, weder auf assyrischen, noch auf ägyptischen oder phönikischen und ebensowenig auf griechischen Darstellungen wieder findet, so betrachte ich sie als eine specifische Erfindung der mitteleuropäischen altalpinen und altitalischen Kunst, und es wäre eine dankbare Aufgabe für einen Archäologen, dem Ursprung dieses Motives, das ich nur von dem Deckel der Situla von Hallstatt, von der Moritzinger Ciste, von den Situlen von Este, der Certosa bei Bologna und von Watsch kenne, näher nachzugehen.

Die darstellende Kunst, soweit es sich um die mehr oder weniger richtige Zeichnung der Menschen- und Thiergestalten auf den besprochenen Gefässen handelt, erscheint mir als eine durchaus kindlich naive, rohe und unbehilfliche. Aus den Zügen der Gesichter Schlüsse ziehen zu wollen, ist mehr als gesucht. Eine „bedeutende Kunststufe und ausgebildete Formgebung nebst feiner Naturbeobachtung im Rahmen eines ausgeprägten fertigen Styles, ein entwickeltes Verständniss der Thiergestalt und ihrer Eigenthümlichkeiten, eine strenge richtige Zeichnung und genaue scharfe Charakteristik des Details“ und wie die schönen Worte alle heissen, die man auf solche Darstellungen angewendet hat, von Alledem kann ich in denselben nichts erkennen.

---

[1] Wie weit man sich in gesuchter und erkünstelter Deutung verirren kann, beweisen folgende Worte Giovanelli's (a. a. O. S. 66). „In Betreff der Symbole möchte ich hier andeuten, dass jene doppelte concentrische Sphäre, die man an der Seite eines der Kämpfer erblickt (Taf. I, Fig. 3), vielleicht den geräumigen aber regelmässigen Platz bezeichnet, auf welchem der Kampf vorfiel und wenn dies richtig wäre, könnte man darin die erste einfache Idee finden, aus welcher nachher die Gestalt der Palaestra oder das Amphitheater hervorging, indem unser Symbol den parallelen Raum zwischen den zwei Zirkeln als den Platz für die Zuseher anzeigt, das innere Feld aber den Platz für die Kämpfer.“

[2] „Weniger einen ägyptischen als einen orientalischen phantastischen Verzierungsstil zeigen die geflügelten Löwen. Diese Verzierungsweise ist das Gemeingut der ältesten Welt überhaupt. Wie in früheren christlichen Arbeiten die graziösesten Ornamente neben rohen Heiligenfiguren dastehen, so stehen jene Verzierungen mit einer zierlichen Vollendung in den frühesten Anfängen griechischer und italischer Kunst da. Dass Babylon und Persepolis vorzüglich Ausgangspunkte waren, ist mit Wahrscheinlichkeit vermuthet. Ich möchte fast vermuthen, dass Stempel, zu Metall- und Thonarbeiten benutzt, mit diesen eigenthümlichen Verzierungen selbst ein Gegenstand des alten Handels waren.“ (Abeken, Mittel-Italien vor den Römern, 1843, S. 773–774.)

Das Bewunderungswürdige an diesen Erzeugnissen, die gewiss das Beste waren, was die damaligen Metalltechniker hervorzubringen vermochten, liegt nach meiner Ansicht in der weit vorgeschrittenen Metalltechnik, in der Erzeugung des dünnen, biegsamen und geschmeidigen Bronzebleches, und in der mühevollen Ausführung der Figuren durch Herausschlagen derselben von der einen Seite mit eigens aus Metall dazu hergestellten Stempeln und in der Punzirung oder Ciselirung von der anderen Seite mittelst des Meissels oder der Graffitnadel, also in der vollendeten Metallarbeit, welche die Kunsthistoriker als Toreutik oder toreutische Kunst bezeichnen (Oeuvre repoussé der Franzosen).

Wenn Zannoni bei seinen Betrachtungen über die erwähnten Gefässe zu dem Schlusse kommt, dass die Funde in den Alpen und ebenso die analogen Funde im übrigen Europa die engsten Beziehungen zu Italien und zur altitalischen Kunst erkennen lassen, so stimme ich ihm in dieser Beziehung vollkommen bei. Allein Zannoni folgert weiter: Das alte Italien hatte, sowie später das moderne, das Primat in der Kunst, sein Einfluss dehnte sich in einer breiten Zone auf das übrige Europa aus und es war gerade das westliche Italien, von welchem die Kunst ausging; hier war Felsina, die alte Etruskerstadt nördlich vom Apennin, ein mächtiger Centralpunkt für die Ausfuhr der italischen Erzeugnisse nach allen Richtungen. Mit dieser etwas zu patriotisch angehauchten Folgerung geht Zannoni wohl zu weit. [1]

Es ist, wie wir gesehen haben, eine verhältnissmässig geringe Anzahl von Bronze-Gefässen, welche ähnliche Darstellungen, wie die Watscher Situla tragen, und es ist gewiss bemerkenswerth, dass mit Ausnahme der Situla von Bologna, alle diese Funde Gebieten innerhalb der Alpen oder am Fusse der Alpen angehören, während einfache Situlen und gerippte Bronzecisten allerdings überaus weit verbreitet sowohl in den südlichen, wie in den nördlicheren Gebieten der Hallstatt-Cultur und in einzelnen Exemplaren selbst in Nord-Deutschland vorkommen. Nachdem aber selbst solche einfache Situlen und Cisten aus genietetem Bronzeblech, obgleich sie aus den Gräbern von Bologna ziemlich zahlreich vorliegen,[2] im eigentlichen Etrurien bisher, nach Tischler und Undset, noch nicht gefunden wurden, so ist an einen Import solcher Gefässe aus Etrurien, wie man früher annahm (Sacken, Hallstatt, S. 143), nicht zu denken. Ebensowenig freilich kann ich mich mit der neueren Ansicht W. Helbig's, welche Undset erwähnt (Das erste Auftreten des Eisens in Nord-Europa, Seite 504), einverstanden erklären, dass diese Art von Bronzegefässen oder wenigstens die gerippten cylindrischen Bronzecisten aus Griechenland (Chalkidische Fabricate) stammen und zugleich mit den gemalten griechischen Vasen nach Italien eingeführt sein sollen. Allerdings hat man Bronzeeimer neuestens auch bei Olympia in den tiefsten Schichten, deren Ablagerung in das 8. bis 6. Jahrhundert v. Chr. verlegt wird, gefunden. Furtwängler (Die Bronzefunde aus Olympia, S. 73) erwähnt einen gut erhaltenen Bronzeeimer mit angenietetem umlegbarem Bügelhenkel und zahlreiche Fragmente, die darauf schliessen lassen, dass solche Eimer sehr häufig waren. Daraus aber, dass solche Eimer in der vorhellenischen Zeit auch in Griechenland gebräuchlich waren, wird Niemand den Schluss ziehen wollen, dass auch die in den österreichischen Alpen gefundenen Eimer aus Griechenland eingeführt seien, ebensowenig als dass die Hallstätter Bronzen überhaupt, die mit jenen von Olympia in so vieler Beziehung übereinstimmen, griechisches Fabrikat seien. Ich betrachtete diese Bronzegefässe vielmehr als ureigenstes Product der in jenen alpinen und subalpinen Gegenden, wo die Funde gemacht wurden, einst ansässig gewesenen Völker. Dafür spricht auch die grosse Anzahl solcher Gefässe, die bereits in diesen Gegenden gefunden sind, eine Anzahl, welche die in Italien und Griechenland gefundenen weitaus übertrifft.[3] In Hallstatt allein sind, wie Sacken angibt, gegen hundert Bronze-Eimer gefunden worden, und wenn man alle die Tragreifen rechnen

[1] Schon Dr. W. Abeken (Mittel-Italien vor den Zeiten römischer Herrschaft, 1843. Vorrede S. IX) bemerkt in dieser Beziehung gewiss mit Recht: „Die Weise, wie Mazzoldi Italien nicht allein zum Sitz einer ganz selbständigen Cultur, sondern auch zum Ausgangspunkte der Cultur für andere Länder machte, hat höchstens den Vortheil, das reiche Material für eine italische Kunstgeschichte noch mehr ins Licht zu setzen."

[2] Die Cisten in den Gräbern der Certosa zeichnen sich nach Dr. Tischler durch dicht aneinanderliegende Rippen aus, während die älteren, wie die von Villanova, weit gerippt sein sollen.

[3] Nach Gozzadini's Zählung im Jahre 1877 sollen, wie Tischler angibt, im Ganzen 54 in Italien gefunden sein.

wollte, die in den Sammlungen von den verschiedensten Fundorten ohne die Gefässe, die nicht erhalten blieben, aufbewahrt werden, so sind es viele hunderte solcher Gefässe, die ausserhalb Italien in den Alpen, in der Schweiz, Deutschland, Ungarn, Belgien, Frankreich, ja selbst in Irland gefunden worden sind.[1]

Was aber speciell die reichverzierte Situla von Bologna betrifft, so ist sie ja in dieser Gegend, wie Zannoni selbst zugibt, indem er sie als ein altes Erbstück in einer umbrischen Familie betrachtet, ein vereinzelter Fund. Ich werde bei der Besprechung der Helmfunde von Watsch und St. Margarethen nachweisen, dass wir an den letztgenannten Localitäten sämmtliche Formen von Helmen, oder helmähnlichen Kopfbedeckungen, welche die in dem militärischen Aufzuge der obersten Zone der Situla von Bologna erscheinenden Krieger tragen, und ebenso die Waffen dieser Krieger, Äxte und Lanzen, gefunden haben, dass also solche Krieger, wie wir sie auf der Bologneser Situla dargestellt sehen, in den Gräbern von Watsch und St. Margarethen thatsächlich begraben liegen. So lange ähnliche Funde nicht auch an den italischen Localitäten und speciell bei Bologna gemacht werden, liesse sich mit viel mehr Recht schliessen, dass die Situla von Bologna ein altes, aus Krain nach Italien importirtes Stück sei.[2] was ich freilich nicht geradezu behaupten will und was auch ziemlich gleichgiltig ist, da ja die alten Umbrer und die Völker in den Südalpen zur Hallstätter Zeit nächste Stammverwandte waren und einem und demselben Culturkreis angehörten.

Um jedoch zu allgemeineren Gesichtspunkten über den archaischen Styl und die ganze Kunstübung, die sich in den beschriebenen toreutischen Erzeugnissen zu erkennen gibt, zu gelangen und zugleich zu bestimmteren Ansichten über die Provenienz und das wahrscheinliche Alter derselben, müssen wir noch weiter auch die Denkmäler der ältesten griechischen Kunst zum Vergleiche herbeiziehen und die Ergebnisse der archäologischen Forschung bezüglich derselben erörtern.

Zu den Denkmälern der archaischen griechischen Kunst, welche hier in Betracht kommen, gehören vor Allem die Bronzefunde aus Olympia, welche Furtwängler[3] beschrieben hat, die Schliemann'schen Ausgrabungen von Troja und Mykenä, und bezüglich der Ornamentik und des Styles der figürlichen Darstellungen, welche einer ursprünglichen Metalltechnik entnommen sind, auch die ältesten bemalten griechischen Thongefässe, welche A. Conze beschrieben hat,[4] die sogenannten Dipylon-Vasen von Hirschfeld[5] und die melischen Thongefässe.[6]

Die Bronzen von Olympia ($7^1/_2$ Tausend Gegenstände, welche bis Juni 1879 aus den untersten Schichten der Altis rings um den Zeustempel ans Tageslicht gebracht waren), mit welchen zusammen auch viele Eisengegenstände (Lanzenspitzen, Hacken, Stäbe, Nägel, Drähte u. s. w.) gefunden wurden, stimmen, was Ornamentik und Metalltechnik (Stempeltechnik, Gravirung, Tremolirstich) anbelangt, so vollkommen als möglich mit denen des Westens und Nordens überein. Sie können nach Furtwängler nicht älter als das 8. und nicht viel jünger als das 6. Jahrhundert v. Chr. sein. Nach der prähistorischen Terminologie gehören sie der durch den Bimetallismus von Bronze und Eisen charakterisirten Hallstätter-Periode an.

Auch die oben erwähnten altgriechischen Thongefässe sind spätestens im 8. und 7. Jahrhunderte v. Chr. entstanden. Die zu Athen gefundenen Dipylon-Vasen, sowie die Thongefässe von Melos enthalten schwarz auf gelbrothem Grunde in ihren figuralen Darstellungen die mannigfaltigsten Scenen und Vorgänge aus dem Leben, die auffallend an die analogen Darstellungen auf unseren Situlen erinnern: Wagenlenker, Rosselenker, zweirädrige Wagen, auf welchen Männer und Frauen stehen, Jagdscenen, Kämpfer, Schiffe mit Menschen, Todten-

[1] Nördlich von den Alpen finden sich gerippte Bronzeeimer meist zerstreut, so zu Weilheim südlich vom Starnberger See, in den Fürstengräbern von Hundersingen und Aspergle bei Ludwigsburg (Württemberg), zu Strakonitz im südwestlichen Böhmen, bei Mainz, zu Primen tin Posen, bei Luttum in Hannover u. s. w.

[2] Auch die Thongefässe, welche drei Frauen in der zweiten Zone der Situla der Certosa auf dem Kopfe tragen, zeigen die charakteristische Form zahlreicher Gefässe von St. Magarethen in Krain mit hohem und inwendig hohlem (umgekehrt becherförmigem) Fuss und weit ausgebauchtem Körper.

[3] A. Furtwängler, Die Bronzefunde aus Olympia und deren kunstgeschichtliche Bedeutung, Berlin 1880.

[4] A. Conze, Zur Geschichte der Anfänge der griechischen Kunst, Wien 1870 und 1873.

[5] Hirschfeld, Mon. und Ann. der Inst. 1872.

[6] A. Conze, Melische Thongefässe, Leipzig 1862.

bestattungen, der Todte auf einem zweirädrigen Wagen, gefolgt von Männern und Frauen u. s. w. Der Raum zwischen den Figuren ist ausgefüllt mit geometrischen und pflanzlichen Ornamenten. Aber selbst in diesen frühesten Erzeugnissen der griechischen Kunst äussert sich schon der specifisch griechische Geist durch Individualisirung der einzelnen Gestalten, und darin gibt sich bei aller sonstigen Übereinstimmung ein Hauptunterschied zu erkennen gegenüber den Darstellungen auf unseren Situlen, der die frühe locale Differenzirung der ursprünglich gemeinsamen Kunstformen bezeichnet, oder, wie Furtwängler sich ausdrückt, die erste nachweisbar hellenische Umbildung dieser Kunstformen zeigt.[1]

Bekanntlich unterscheiden die Archäologen an diesen ältesten Erzeugnissen der griechischen Kunst einen sogenannten „geometrischen" und einen „orientalischen" oder „orientalisirenden" Styl.

Der geometrische Styl (Zickzacklinien, Rautengitter, Schachbrettspitzen, concentrische Kreise, Spiralen, Reihen von Buckeln, Hakenkreuz, Mäander u. s. w.), verbunden mit naturalistischen Darstellungen von wenigen Thierfiguren (Pferd, Rind und Vogel), welcher im Bereiche der semitisch-orientalischen, d. h. der assyrisch-phönikischen und auch der ägyptischen Kunst nirgends ungemischt nachweisbar ist, findet sich dagegen schon in der frühesten Zeit bei allen arischen Völkern in Europa und in Asien (hier bei den Phrygiern, Armeniern, Lykiern, Persern) entwickelt. Sein Ursprung lässt sich aufs bestimmteste einerseits aus der Technik der Weberei und der verwandten Künste des Stickens und Flechtens, anderseits aus der Metalltechnik, der getriebenen und genieteten Metallarbeit, herleiten.

Meines Wissens war es zuerst Conze, welcher diese auch der ältesten Classe von griechischen Vasen eigenthümliche geometrische und figürliche Ornamentik als alteuropäisch und indogermanisch bezeichnete, als einen Kunststyl, welcher allen indogermanischen oder arischen Völkern in Europa und Asien schon im zweiten Jahrtausend v. Chr. gemeinschaftlich war,[2] als eine Kunstweise, welche die Griechen bei ihrer Einwanderung in die Balkanhalbinsel und in ihre übrigen Sitze am Mittelmeere, ebenso wie die Etrusker bei ihrer Einwanderung in die apenninische Halbinsel bereits mitbrachten. Dieser Kunststyl ist derselbe, den uns

---

[1] Ich will nur einige Beispiele von den melischen Vasen erläutern. Wagenlenker und Jagdscene sind auf dem Hauptbilde der Vase *A*. [Conze, (Taf. IV)] bereits so umgebildet, dass man in der leierspielenden männlichen Gestalt zuvorderst auf dem Wagen, wie Conze sagt, Apollon erkennen kann, wenn derselbe auch statt seiner in der hellenischen Kunst sonst durchwegs jugendlich unbärtigen Gestalt hier vielmehr mit wachsendem Spitzbarte dargestellt ist. Die vier Flügelrosse vor dem Wagen sind die ersten geflügelten Wesen, welche überhaupt auf griechischen Darstellungen vorkommen, die weibliche Figur aber, welche dem Wagen entgegentritt, ist durch Köcher, Bogen und Pfeil und den heiligen Hirsch, den sie mit der rechten Hand am Geweih hält, in Nachahmung eines nach Conze in Asien ausgebildeten Typus als Artemis aufzufassen.

Noch charakteristischer sind die Darstellungen am Halse von *A* (Tafel. III). Die beiden gegen einander gerichteten Speerkämpfer mit der zwischen beide Kämpfer gestellten, aus Harnisch, Beinschienen und Helm bestehenden Waffenrüstung und die hinter jedem zuschauend stehende weibliche Figur, wovon namentlich die Figur links mit dem über den Kopf gezogenen Tuche und der spitzen Nase auffallende Ähnlichkeit mit der Darstellung der weiblichen Figuren auf der Situla von Watsch hat, ist vollkommen analog der Scene der Faustkämpfer auf der Watscher Situla. Aber auch diese Scene ist auf der melischen Vase in das specifisch Griechische umgebildet und man gibt Conze gerne Recht, wenn er sagt, dass diese Darstellung, wenn er für dieselbe auch keine vollkommen sichere Deutung in Anspruch zu nehmen wage, doch sehr entschieden an die noch dazu auch sonst gerade in sehr alten griechischen Werken vorkommende Darstellung des Achilleus und Memnon in Gegenwart ihrer Mütter Eos und Thetis erinnere.

[2] A. Conze, zur Geschichte der Anfänge griechischer Kunst. Sitzb. der kais. Akad. der Wiss. Wien. phil.-hist. Classe. LXIV. 1870. Febr. Heft. Conze sagt über diese Gefässe: „Völlig dasselbe Gesammtsystem der verzierenden Bildnerei, sozusagen dasselbe ganze Gerüst mit seiner eigenthümlichen Art der Fügung, innerhalb dessen dann dieselben Einzelnformen, lineare Zeichnungen und Thierbilder, zugleich ferner — und das verdient besondere Beachtung — dieselbe Ausschliessung aller stylisirten Pflanzenbildungen, wie wir auf den betreffenden Vasen griechischer Fundorte gewahren, charakterisirt die gesammte Kunstübung nordeuropäischer Völkerschaften, als sie schon Bronze und nachher Eisen bearbeiteten, aber ehe sie in engere Berührung mit dem asiatisch-mittelmeerländischen Culturkreise traten und ihre Kunst vor dessen überwältigender Überlegenheit wich." (S. 527.) Die Ornamentik, sagt Conze weiter, ist keltisch, aber auch germanisch, altitalisch, pelasgisch-griechisch, sie ist alteuropäisch, der Stil der europäischen Indogermanen, seiner längsten Dauer auf europäischem Boden nach nordisch. Von Norden her drang er nach Italien ein. In der etruskischen Kunst ist er mit einer solchen Menge von Mischungen und Übergangsformen verbunden, dass es schwer ist, das Einzelne zu trennen.

die Bronzen des nordischen Bronzezeitalters und die Bronzen von Hallstatt und Oberitalien eben so gut zeigen, wie die Bronzefunde von Olympia.[1]

Diesem ältesten Decorationsstyl, der sich mit der Metalltechnik schon im 2. Jahrtausend v. Chr. über ganz Europa ausgebreitet hat, wurden schon sehr frühzeitig[2] sowohl in Griechenland, wie in Italien und Mittel-Europa, orientalische Kunstelemente — „orientalischer Styl" — aus den alten Culturgebieten der semitischen Völker in Asien (Assyrien, Babylon und Phönikien) und aus Ägypten beigemengt. In der südöstlichen Vorderasien am nächsten tretenden Verzweigung der alteuropäischen arischen Kunstweise mag sich dieser asiatische Einfluss am frühesten und auch am intensivsten geltend gemacht haben, allein er ist auch nach Mittel-Europa bis in die Alpengebiete vorgedrungen und nur der Norden Europas scheint davon fast frei geblieben zu sein.

Zu diesen aus Asien eingedrungenen Kunstformen gehören gewisse phantastische und fabelhafte Thierformen, Mischbildungen, Wunderthiere, wie die Flügelwesen, ferner die dem Pflanzenreiche entnommenen, bereits in ein schematisches Ornament verwandelten Formen (Palmettenmotive, einfache und zusammengesetzte Lotosknospen u. s. w.). Ebenso entspricht wohl auch die technische Verwendung der Typen, das reihenweise Einstempeln derselben, der mit festen Typen operirenden asiatischen Kunst.

Dass die geflügelten Thiere und die palmetten- und lotosähnlichen Pflanzenornamente nicht hellenischen, sondern asiatischen Ursprungs und zwar dem phönikischen und dem assyrisch-babylonischen Culturkreise der Euphratländer entnommen sind, darüber scheint unter den Archäologen und Kunsthistorikern keine Meinungsverschiedenheit mehr zu herrschen.[3] In der assyrischen Kunst kommen Flügelwesen, und zwar geflügelte Menschen, geflügelte Löwen und Stiere (diese auch mit Menschenhaupt als geflügelte Stier- und Löwen-Menschen), geflügelte Pferde, geflügelte Greife und Sphinxe, nicht blos sehr häufig vor, sondern sie sind für dieselbe geradezu charakteristisch. Es sind fest stylisirte Formen, Formeln oder Buchstaben der Kunstsprache, wie sie Langbehn nennt, welche, wenn auch ursprünglich als Begriffswesen, als „dämonische Wesen" der Phantasie entsprungen und später zu rein mythischen Wesen geworden, doch nur zu rein decorativen Zwecken dienten und in Bezug auf Decoration ein bequemes Mittel der Raumausfüllung boten.

Diodor spricht, wie Langbehn erwähnt, von den „Telchinen" als einem Geschlecht von mythischen Kunstheroen und Metallarbeitern, welche eine sehr frühe fremdartige, auf halbbarbarische Zustände hinweisende Stufe der griechischen Kunst repräsentiren. Der Hauptsitz dieser Telchinen soll die Insel Rhodos gewesen sein und ihre erste Anregung soll die Kunst der Telchinen von der kleinasiatischen Küste her, aus Lykien, erhalten haben. Wie die Phöniker zur See, so sollen die Telchinen auf dem Landwege von Kleinasien her, den Griechen

---

[1] „Wenn auch eine Reihe kleiner Verschiedenheiten einzelner Details" sagt Furtwängler (a. a. O. S. 42), „beweist, dass die gemeinsamen Typen an den verschiedenen Orten eine theilweise verschiedene Gestaltung erhielten, so bleibt doch eine Fülle des Übereinstimmenden übrig, welche den ursprünglich gleichen Ausgangspunkt der genannten Bronzegegenstände in Griechenland, Italien und dem Norden erweist."

[2] Nach Furtwängler (a. a. O. S. 43) ist die Aufeinanderfolge des geometrischen Styles als ersten und des orientalischen als zweiten wenigstens in Griechenland nicht nachzuweisen. Es sind vielmehr von der ältesten bis jetzt in Griechenland bekannten Epoche an die zwei Decorationsweisen bereits als zwei nebeneinander laufende Serien zu betrachten. Dasselbe dürfte wohl auch für die mitteleuropäische Kunst gelten.

[3] Nach Julius Langbehn (Flügelgestalten der ältesten griechischen Kunst, München 1881.) ist das ganze Kunstmotiv der Beflügelung seiner Entstehung nach asiatisch und zwar assyrisch. Er hebt hervor, dass Homer und seine Zeit d. h. die griechische Entwicklung des 10. bis 9. Jahrh. v. Chr. weder im Mythos noch in Kunstwerken Flügelwesen kannte. Die als die ältesten überlieferten griechischen Kunstdenkmäler angesehenen Vasen des sogenannten geometrischen Stils, welche Conze beschrieben hat, und die von Schliemann bei Mykenä ausgegrabenen Vasenfragmente bieten von belebten Wesen nur naturalistische Thierdarstellungen, aber keinerlei menschliche oder thierische Flügelgestalten. Die griechische Kunst hat die Flügelwesen aus Asien entlehnt, dann aber selbstständig umgebildet und entwickelt. Sie wurden der griechischen Kunst über Kleinasien und zwar wahrscheinlich über Lykien vermittelt. Das älteste Beispiel eines Auftretens von Flügelwesen in der griechischen Kunst überhaupt sind die auf den melischen Thongefässen dargestellten Flügelpferde. Die Herstellung der melischen Thongefässe aber wird in die Zeit von der 1.—25. Olympiade (776—676 v. Chr.) versetzt, also vor das bedeutendste und bestbekannte Monument ältester griechischer Kunstübung, den Kypseloskasten, der bereits eine ganze Anzahl von Flügelwesen enthält und um die 30.—40. Olympiade in die Überlieferung eintritt (656—616 v. Chr.).

die ältesten fremden, d. h. asiatischen Kunstelemente übermittelt haben. Die rhodische Kunst der Telchinen soll auch schon im 6. Jahrhunderte v. Chr. bis zu den Etruskern vorgedrungen sein, die von ihnen auch die sogenannte Granulations-Technik kennen gelernt haben. Bei der Herübernahme der Doppel- und Mischbildungen oder der Wunderthiere aus dem Orient hat jedoch die griechische Kunst eine ganz bestimmte Auswahl getroffen. In erster Linie waren es die Flügelrosse (Pegasus) und die Harpyien, in zweiter die Sphinxe, Greifen und Sirenen, welche adoptirt wurden, Formen, die sich für die Mythenbildung eigneten, Formen, welche der griechische Künstler nicht blos formal veredelte, so dass sie als feste künstlerisch gegebene Formen erhalten blieben, sondern denen er zugleich einen ideellen Gehalt gab, so dass sie sich auch als Kunstmittel für die Darstellung mythischer Vorgänge benützen liessen und schliesslich zur Ausbildung der geflügelten Göttertypen führten.

Die Metallschmiede der Hallstatt-Cultur in Mittel-Europa, die wir von nun an der Kürze halber nach dem Vorgange von Alphons Müllner (in seinem Werke Emona, Laibach 1878), die Chalkeuten nennen wollen, haben ihre orientalischen Kunstelemente zwar aus derselben Quelle, aus Asien, geschöpft, wie die mythischen Telchinen und die Griechen, aber unabhängig von diesen auf einem anderen Wege, der jedenfalls nicht der Weg über Griechenland und Italien war, da nichts specifisch Griechisches der Hallstatt-Cultur vermittelt wurde, nichts von gemalten Vasen, nichts von mythologischen Figuren.

Beweisend für diese Ansicht scheint mir die Thatsache, dass gerade jene geflügelten Wesen, welche in Griechenland und über Griechenland in Etrurien und Italien Eingang fanden, auf den Erzeugnissen der Hallstatt-Cultur, wie wir oben gesehen haben, sich nicht finden. Die Chalkeuten der Hallstatt-Cultur hielten sich immer auf dem Standpunkte des reinen Naturalismus. Die Scenen, welche sie auf ihren Metallgefässen zur Darstellung gebracht haben, sind Volksscenen, keine dynastischen Scenen wie bei den Assyrern, keine mythologischen Scenen wie bei den Griechen, die menschlichen Figuren sind Menschen überhaupt, keine individualisirten Könige, Heroen, Götter. Welchen Verhältnissen es zuzuschreiben ist, dass die kleinasiatischen und griechischen Einflüsse von Italien aus nicht bis in die Alpen und in die weiteren Gebiete der Hallstatt-Cultur eingedrungen sind, ist noch unaufgeklärt.

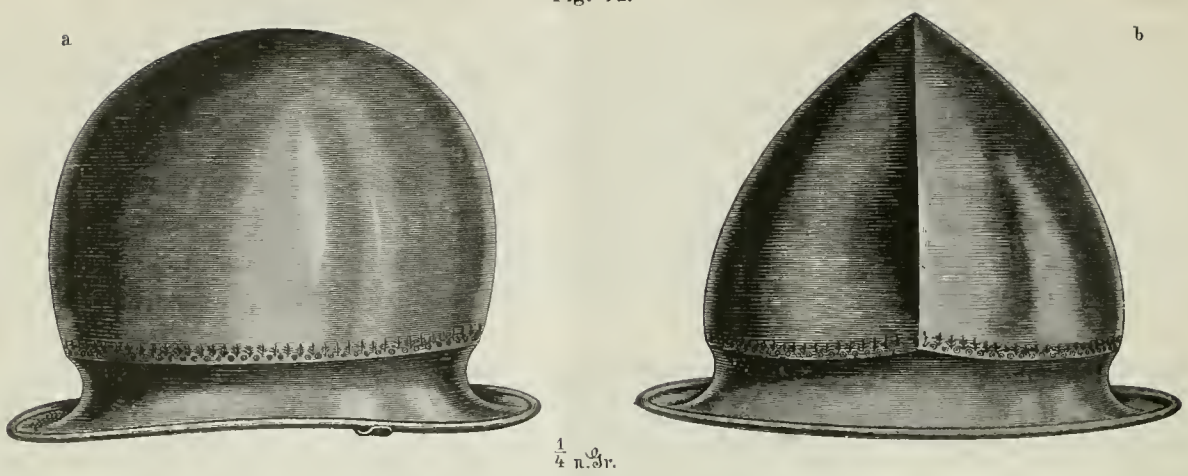
Die gemeinsamen und ähnlichen Züge, welche sich in der archaischen griechischen Kunst und in den oben besprochenen Erzeugnissen prähistorischer Metalltechnik, welche in den Alpen gefunden werden, zeigen, erklären sich demnach zur Genüge aus dem gemeinschaftlichen Ursprunge beider Kunstentwicklungen, ohne dass man die eine Kunstübung von der anderen direct abhängig denken oder gar die Hypothese des Massen-Importes der Erzeugnisse aus dem einen Gebiet in das andere, sei es direct oder indirect über Italien, zu Hilfe nehmen muss. Die Kunst und die Metalltechnik der Chalkeuten entstammt derselben Quelle, wie die Kunst der Telchinen oder wie die Kunst der Daktylen, welche als die ältesten Metallarbeiter am phrygischen und kretischen Idagebirge ansässig gedacht wurden. Sie ist eben so alt, und die Erzeugnisse der Chalkeuten sind eben so gewiss auf einheimischem Boden entstanden, wie die Bronzen von Olympia auf griechischem Boden, oder die altitalischen Erzeugnisse auf italischem Boden. Nur hatte die alte Kunstweise in Griechenland und Italien durch die selbstständige und grossartige Entwicklung der hellenischen Kunst und deren directen Einfluss auf Italien viel früher ein Ende, während der Norden viel länger in der einfachen auf arischer und orientalischer Mitgift beruhenden Kunstübung befangen blieb, die in Mittel-Europa erst mit der Romanisirung, in Nord-Europa sogar erst mit der Christianisirung ihr Ende erreichte.

Die Helmfunde von Watsch und St. Magarethen.

Der erste Helm, welcher bei Watsch 1878 gefunden wurde und im Besitze des Laibacher Museums sich befindet, ist der Bronzehut, welcher in der oft erwähnten Abhandlung beschrieben und abgebildet ist.[1] Zum Vergleich mit den neueren Funden gebe ich die Abbildung hier wieder. (Fig. 12.)

[1] Deschmann und Hochstetter, Prähist. Ansiedelungen und Begräbnissstätten in Krain. Seite 18 und Taf. XII.

Fig. 12.

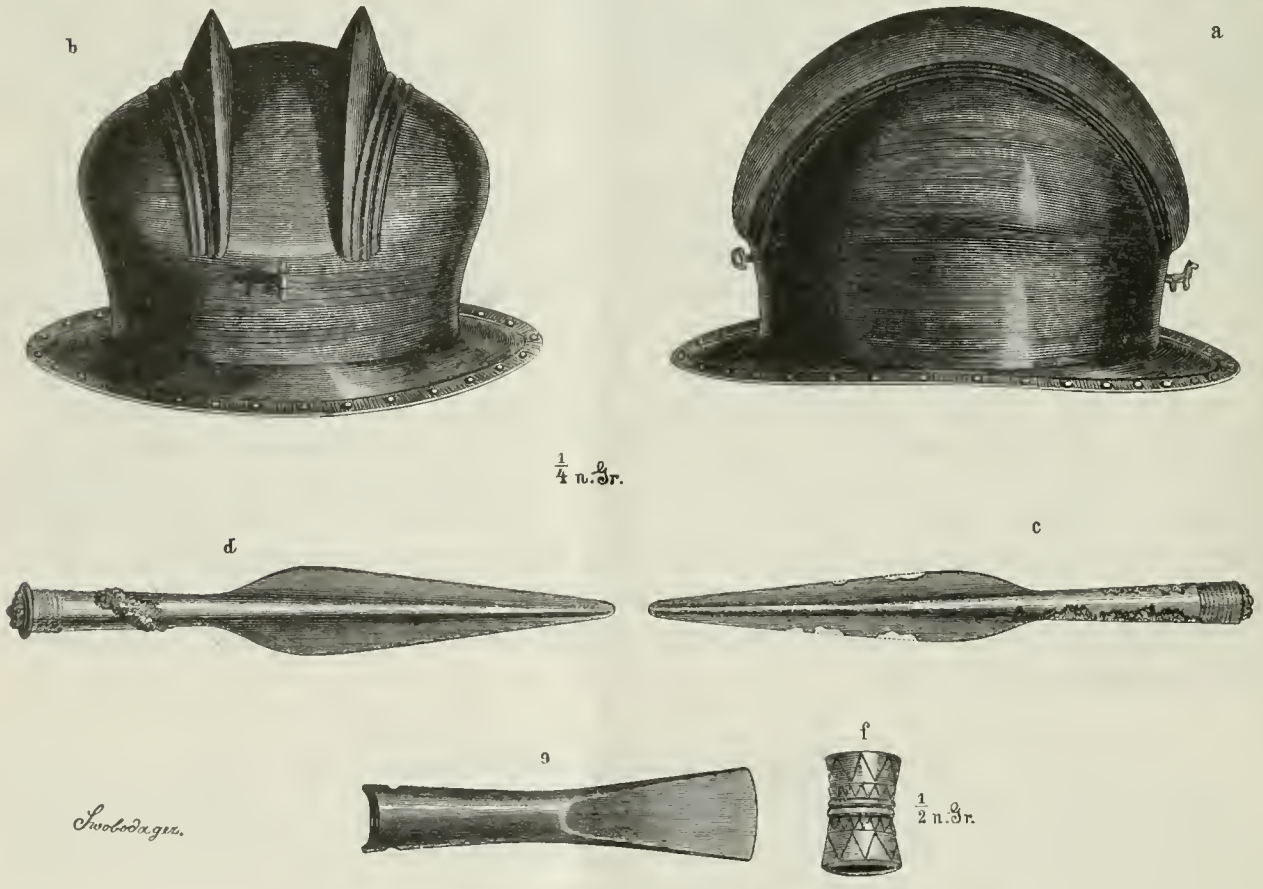


$\frac{1}{4}$ n. Gr.

Helmhut aus Bronze ohne Kamm, von Watsch.

Helmhut aus Bronze mit doppeltem Kamme von Watsch (Fig. 13). Dieser Helm ist der zweite welcher bei Watsch gefunden wurde. Er ist vollständig verschieden von dem 1878 gefundenen Helmhut, stimmt

Fig. 13.



$\frac{1}{4}$ n. Gr.

$\frac{1}{2}$ n. Gr.

Helmhut aus Bronze mit doppeltem Kamm, von Watsch.

aber sehr nahe mit dem auf dem Hallstätter Gräberfeld gefundenen und von Freih. v. Sacken abgebildeten und beschriebenen Helm mit zwei Kämmen überein, der sich im k. k. Münz- und Antikenkabinet in Wien befin-

det.[1] Leider war der Erhaltungszustand kein so günstiger, wie bei jenem ersten Helme. Schirm oder Krämpe und Hut waren stark zerdrückt und in mehrere Stücke zerbrochen, der Huttheil war von dem Schirmtheil abgerissen und ausserdem der Huttheil an mehreren Stellen, wo das Bronzeblech am dünnsten war, löcherig zerfressen. Allein durch Herrn Th. Blell zu Tüngen bei Wormditt in Ostpreussen, mit welchem mich Herr Dr. Tischler in Königsberg bekannt zu machen die Güte hatte, wurde dieser Helm in so kunstgerechter und vollkommener Weise wieder hergestellt, dass die Beschädigungen von aussen für den Beschauer wenig erkennbar sind, und dass derselbe „wieder vollständig feldtüchtig ist und nicht nur einen Feldzug mitmachen, sondern auch dem Zahn der Zeit trotzen kann, wenn er nicht unvorhergesehener äusserer Gewalt einmal erliegt".

Der Helm ist nicht Guss-, sondern getriebene Arbeit, der Schirm ist an der oberen Seite am äusseren Rande durch einen aufgenieteten 9mm breiten gerippten Bronzeblechstreifen verstärkt. Ausserdem befinden sich am Hute vorn ein Häkchen in der Form eines pferdeähnlichen Figürchens, rückwärts ein Öhr angenietet, offenbar zur Befestigung der Quaste oder der Helm-Raupe, die über den Scheitel des Helmes zwischen die beiden Kämme eingelegt wurde. Endlich sind am inneren Rande des Schirmes zwei Ringe angenietet zur Befestigung eines Kinnbandes.

Die Hauptmaasse sind folgende;

	Watscher Helm.	Der analoge Hallstätter Helm im k. k. Münz- und Antiken-Kabinet.
Umfang am äusseren Rand des Schirmes	963mm	857mm
Umfang des Helmhutes	670 „	660 „
Breite des Schirmes	44 „	36 „
Innerer Längendurchmesser des Helmhutes	216 „	235 „
Innerer Breitendurchmesser	198 „	180 „
Höhe bis zum oberen Rand der Kämme	191 „	175 „
Entfernung der beiden Kämme	64 „	55 „
Höhe der Kämme auf dem Scheitel aussen	28 „	18 „
„ „ „ „ „ „ innen	15 „	18 „

An der Aussenseite der Kämme verlaufen beiderseits drei parallele, flache, getriebene Wülste von je 6mm Breite (beim Hallstätter Helm sind es nur zwei solcher Wülste).

Höchst merkwürdig ist, dass bei dem Hallstätter Helm fast genau dieselben Gegenstände gefunden wurden, wie bei dem Watscher. v. Sacken erwähnt, „dass ersterer sich bei einem männlichen Skelet befand, das nur $1^1/_2$ Fuss tief in der Erde lag, und zwar neben dem Kopfe desselben in einer Lage, die zeigt, dass ihn der Bestattete nicht auf dem Kopfe hatte; dabei waren eine 2 Fuss und eine 5 Zoll lange Lanzenspitze und mehrere Stängelchen von Eisen, um die Leibesmitte ein Bronzegürtel, neben dem Skelete ein kleines conisches Bronzestück und ein Beinheft, wahrscheinlich von einem Messer." Der Watscher Helm lag zu den Füssen eines Skeletes, dessen Schädel vollständig erhalten ist,[2] daneben fanden sich zwei eiserne Lanzenspitzen (Fig. 13 *c, d*), bei der linken Hand eine eiserne Axt (*e*), auf den Lenden ein Gürtelblech aus Bronze, zur Seite ein thönerner Spinnwirtel und ein verzierter kleiner Cylinder aus Hirschgeweih (*f*). Beide Gräber sind durch die Beigaben als Kriegergräber charakterisirt.

---

[1] v. Sacken, Das Grabfeld von Hallstatt. S. 42 und Tafel VIII, Fig. 5. Ein ganz ähnlicher Helm mit doppeltem Kamme befindet sich auch im Museum von St. Germain und wird den Etruskern oder Umbrern zugeschrieben; ein anderes Exemplar von Steingaden in Baiern wird im Museum zu Augsburg aufbewahrt, ein drittes nach v. Sacken im Museo Gregoriano zu Rom.

[2] Die Beschreibung dieses Schädels ist im Anhange dieser Abhandlung gegeben.

Herr Blell macht in einer schriftlichen Mittheilung an mich noch folgende Bemerkungen über diesen Watscher Helm: „Bezüglich der Bezeichnung dieses Kopfschutzes als Helm, würde es sich empfehlen, diese offenbar der Civiltracht entnommene Form „Hut“ zu nennen und zwar „Bronzehut“ analog den sehr ähnlich geformten „Eisenhüten“ der ritterlichen Zeit. Man könnte fast auf die Vermuthung kommen, dass die gerippte bandartige Einfassung des Bronzehutes eine Nachbildung der geköperten Bandeinfassung war, welche ohne Zweifel die aus Zeugstoff hergestellten Civilhüte jener Zeit gleich den Hüten der Gegenwart hatten.“

„Lange war es mir fraglich, ob die Kopfseite mit dem Pferdchen nach vorne oder umgekehrt getragen wurde. Erst die vollständige Wiederherstellung des Kopftheiles liess an den Brüchen erkennen, wie derselbe auf dem Randtheil aufgesessen hat, und damit war die Entscheidung dafür gegeben, dass das Pferdchen über der Stirne sich befand, denn die Stirnseite des Randes liess sich wiederum daraus erkennen, dass die beiden unterhalb des Randes eingenieteten Ringchen für die Sturm- oder Kinnbänder über den Querdurchmesser hinaus, etwas nach der Stirne zu angebracht sind.“

„Noch habe ich zu erwähnen, dass die Beseitigung der Patina hat erkenen lassen, dass jeder der drei einzelnen Huttheile, der Kopftheil, Randtheil und die Randeinfassung mit fünf eingekratzten parallelen Strichen gezeichnet ist, woraus sich annehmen lässt, dass derartige Hüte fabriksmässig hergestellt wurden, zum mindesten eine grössere Anzahl gleichzeitig. Das Zeichen am unteren Rande des Hutes ist bei der Zusammensetzung sichtbar geblieben, die Zeichen auf den beiden anderen Theilen haben leider verdeckt werden müssen. Auch war an einer Stelle, die gleichfalls mit Bronze belegt werden musste, ganz zweifellos die Anwendung einer groben Feile (Strohfeile) und einer feiner gehauenen erkennbar.“

„Der Doppelkamm hatte bekanntlich die Bestimmung, den Rosshaarkamm, welcher in einem über den Nacken herabhängenden Haarbüschel endete, aufzunehmen. Der Haarkamm befand sich wohl auf biegsamer Unterlage von Leinwand und Leder und hatte an dem Büschelende zwei Schnüre zum Festbinden an dem Ringe an dem einen Ende des Doppelkamms, und am entgegengesetzten eine Schnüröse, welche über das Pferdchen gestreift wurde, ehe man den Haarkamm mit seinen beiden Schnüren anzog und festband.“

Ganz verschieden von den zwei zuerst bei Watsch gefundenen Helmen ist der dritte oben (S. 8) erwähnte hutförmige Helm (Fig. 14). Derselbe besteht aus einem runden Kopftheil von 170^{mm} Höhe und 684^{mm} unterem Umfang und einer sich daran anschliessenden horizontalen Krämpe von 35 bis 40^{mm} Breite. Es ist aus 5 Bronzeblechstücken zusammengesetzt, welche untereinander mit kleinen in Abständen von 35 bis 60^{mm} angebrachten, innen hakenförmig umgebogenen Bronzenägeln mit rundem Kopfe verbunden sind. Zwischen diesen Bronzenägeln sind kleine getriebene Buckel von der Grösse der Nagelköpfe in Entfernungen von 16—20^{mm} eingeschaltet, so dass es aussieht, als ob weit mehr und dichter aneinander stehende Nietnägel eingeschlagen wären. Die Krämpe und der untere, 60^{mm} hohe Theil des Hutes sind aus einem Stücke (einer ringförmigen Scheibe) getrieben. Der Rand der Krämpe ist nach abwärts umgebogen, so dass er eine kantige, nach abwärts und einwärts offene Rinne von 6—7^{mm} Durchmesser bildet. Der dem Hute angehörige obere Theil dieses Stückes trägt in einer Entfernung von etwa 8^{mm} vom oberen Rande einen getriebenen 1½—2^{mm} breiten Wulst, welcher mit den über ihm angebrachten, rund herum laufenden Nietenköpfchen eine Art Saum bildet. An dieses Stück ist an der Vorderseite ein herausstehender Pferdekopf mit schlankem, stark gebogenem Halse (im Ganzen 28^{mm} hoch und 26^{mm} lang) und rückwärts ein 20^{mm} langes und 8^{mm} breites Bronzeblättchen mit einem Öhr eingenietet. Der obere Theil des Hutes besteht aus drei Theilen. Die Mitte nimmt ein von vorne nach rückwärts laufender Blechstreifen ein, welcher am Scheitel eine Breite von 67^{mm}, an der Berührungsstelle mit dem unteren Theile des Hutes aber vorne eine Breite von 144^{mm}, rückwärts eine Breite von 153^{mm} hat. Dieses Scheitelblech lässt links und rechts einen etwa halbkreisförmigen Raum von circa 155^{mm} Länge und 120^{mm} Höhe frei, welcher durch je ein gewölbtes Blechstück ausgefüllt ist.

Auf dem Scheitel waren links und rechts, 45^{mm} von einander entfernt, zwei Helmzierden angebracht, welche eine kleine Figur mit Menschengesicht und halbkreisförmig nach oben gebogenen flügelartigen Ansätzen vorstellen (Fig. 14 *c*). Jedes dieser Stücke war 34^{mm} breit, c. 28^{mm} hoch und flach gegossen mit ebener Rückseite. Leider ist von dem einen dieser Zierstücke die Hälfte des rechten Flügels abgebrochen, während das

zweite ganz in Verlust gerathen ist. Die geflügelte Figur erinnert an die weibliche Figur an der Verzierung der berühmten Bronzeurne von Grächwyl, die früher als etruskisches, neuestens als griechisches Fabrikat (Furtwängler) betrachtet wird. Den Brustseiten dieser weiblichen Figur entwächst ein zum Flug geöffnetes, rund geschweiftes „Flügelpaar", ganz ähnlich dem Flügelpaar der Figur unseres Helmes. (Vgl. die Abbild. bei Lindenschmit, Alterth. II. 5. 2. 2.)

Fig. 11.

Genieteter Bronzehut von Watsch. *e f* die mit demselben gefundenen Waffen aus Eisen.

Die Aussenseite des Helmes zeigt also 4 Blechstücke und 4 eingenietete Zierstücke. Das fünfte Blechstück bildete die untere und innere Ausfütterung des Krämpen-Theiles. Dasselbe ist leider gänzlich aus dem Helm herausgebrochen und in mehrere Stücke zerfallen. Es war aus einem circa 80^{mm} breiten Blechstreifen gebildet, welcher an seinen Enden durch 3 flache Nieten zu einem Ringe verbunden war und aus einem horizontalen, der Krämpe entsprechenden Theile und einem 36—38^{mm} hohen verticalen Theile bestand. Der Krämpentheil dieses unteren Bleches passte mit seinem Rande in die vom oberen Krämpenbleche gebildete Rinne und war mit getriebenen Rosetten verziert, welche in Abständen von 37 zu 37^{mm} angebracht waren und einen Durchmesser von 25^{mm} haben (Fig. 14 *d*). Sie bestehen aus 9 kleinen Buckeln von je 5^{mm} Durchmesser, von welchem einer die Mitte der Rosette bildet, während die 8 andern im Kreise herumstehen und mit dem mittleren durch kleine Rippen verbunden sind.

Der ganze Helm muss im Inneren mit einer 3 bis 4^{mm} dicken Ausfütterung versehen gewesen sein. Dies bezeugen die inneren Endigungen der Nägel, welche sämmtlich einen 15—18^{mm} langen Dorn haben, dessen Ende 12—15^{mm} vor der Spitze umgebogen ist und allem Anscheine nach dazu gedient hat, das Helmblech an die Ausfütterung zu befestigen. Diese innere Ausfütterung kann entweder aus ungegerbtem Leder mit der

haarigen Seite nach innen, oder aus dickem Filz bestanden haben, den ja nach den Funden in der Býčiskála in Mähren die Völker der Hallstatt-Cultur zu verfertigen bereits verstanden haben.

Der Pferdekopf an der Vorderseite und das Öhr an der Rückseite des Helmes, welche den gleichen Bestandtheilen an dem Kammhelm von Watsch entsprechen, deuten darauf hin, dass auch dieser Helm ursprünglich eine Kammquaste hatte, welche durch die zwei beiderseits an der Spitze des Helmes angebrachten Verzierungen hindurch gezogen und an jene hervorragenden Theile vorn und hinten befestigt war. Verhielt sich dies aber so, so gehört wenig Phantasie mehr dazu, um in diesem neu gefundenen Helm von Watsch ein Analogon jenes Helmes zu erblicken, welcher auf dem oben (S. 11) beschriebenen Fragmente von Matrei zwischen den zwei Faustkämpfern dargestellt ist. Die kleine menschliche Figur, mit den flügelartigen Ansätzen, die einen Halbmond darstellen, entspricht, wenn auch in kleineren Dimensionen, in der Längsstellung, in welcher sie zu beiden Seiten des Helmkopfes angebracht ist, vollkommen dem halbmondförmigen Aufsatz mit der Spitze in der Mitte, welchen der Metallkünstler auf dem Fragment von Matrei charakterisirt hat. Eine solche Analogie kann man doch wohl nicht bloss als zufällig betrachten.

Es unterliegt keinem Zweifel, dass die beschriebenen Watscher Helme oder Bronzehüte mit ihren rings umlaufenden Krämpen oder Schirmen zu den ältesten Helmformen gehören, die wir kennen, verschieden von den etruskischen und griechischen Helmen der classischen Zeit.[1] Es ist ferner gewiss im höchsten Grade bemerkenswerth, dass die eine Form auf der Situla von Watsch (als Preisobject für die beiden Faustkämpfer) und auf derjenigen der Certosa (Taf. II) bei der dritten Gruppe von lanzentragenden und schildbewaffneten Fusssoldaten, die in dem militärischen Aufzug der oberen Zone vorkommen, dargestellt ist, die andere Form aber unter allen bis jetzt bekannten Helmen der Darstellung des Helmes auf den Fragmenten von Matrei am nächsten kommt, Thatsachen, welche gewiss nicht für fremde Einfuhr dieser Fundobjecte sprechen.

Auf der Situla der Certosa sind aber noch andere Soldaten abgebildet, mit anderen Helmen oder Helmhüten, die ebenfalls eine nähere Betrachtung verdienen, welche ich an die Beschreibung Zannoni's von dem Krieger-Aufzug in der oberen Zone der Situla anschliessen will.

Zannoni sagt: „Die obere Zone der Situla ist ganz voll Soldaten. An der Spitze des Zuges zwei Reiter; die Pferde mit langer Mähne und gespitzten Ohren, sind im Schritte gehalten. Jeder Reiter hat einen Helm auf dem Haupte und trägt einen mit Streifen und Zikzak-Verzierungen reich geschmückten Leibrock, sowie über die linke Schulter an eine Epaulette angelegt, einen zurückgekrümmten Schaft, an welchen ein Paalstab befestigt ist.

Nun folgen fünf Fusssoldaten, ernsten und gemessenen Schrittes; jeder trägt mit dem linken Arme und beinahe horizontal einen elliptischen Schild ringsum mit einem vorspringenden Rande und in der Mitte mit einem mondförmigen Zeichen verziert; die Rechte hält eine Lanze von ausserordentlicher Länge, zu Boden geneigt. Aber ganz einzig und, so viel ich weiss, von ganz neuer Form sind die Helme, welche sie am Kopfe tragen: halbkugelig, am grössten Durchmesser mit vier Blechen in der Form von Kugelkappen geziert und von einer Spitze überragt.

Dahinter kommen vier andere Fusssoldaten; ihr Schild ist ebenfalls elliptisch, aber etwas weniger verlängert, er bedeckt die Person von der Wange bis zum halben Schenkel, ist ohne Rand, und mit zwei Quadraten bezeichnet, das grössere das andere umschreibend; am Durchschnitte der Diagonalen ist ein Punkt. Der Helm ist gross und mit einem hohen und herabfallenden Helmbusche geschmückt; die Lanze ist auch nach unten geneigt.

Mit ganz gleichen Helmen, mit der ebenso nach unten geneigten Lanze, zeigen sich die vier folgenden Fuss-Soldaten; nur tragen sie am Arme einen Schild, welcher am Umfange mit einem Zikzak-Bande geziert ist.

---

[1] Nur einer der bei Olympia gefundenen Helme scheint, indem er einen doppelten Kamm hat, mit einem der Watscher Helme wenigstens in dieser Beziehung Ähnlichkeit zu haben. Furtwängler sagt von diesem Helm: „Ganz singulär scheint bisher ein im Prytaneion gefundener Helm zu sein, (Invent. Nr. 6935) der spitz zulaufende feste Backenschienen, doch kein Prorhinidion zeigt; oben laufen zwei erhöhte Streifen hin, wofür ich nur einen Helm aus Hallstatt (v. Sacken Grabf. Taf. VIII. 5) vergleichen kann.

Aber ganz verschieden ist der Schluss des Zuges; es sind da vier Fusssoldaten, am Kopfe einen Helm, der Leibrock sehr reich mit Streifen und Zikzak-Linien geziert; jeder trägt in der Linken, auf die mit einem Schulterbleche gezierte Schulter gelegt, einen Schaft, an welchem ein Paalstab befestigt ist."

Die Kopfbedeckung dieser letzteren Gruppe von Soldaten ist ihrer Form nach nicht deutlich zu erkennen, scheint aber eine kegelförmige, an die kegelförmigen Hüte der Chinesen erinnernde Gestalt gehabt zu haben.

Wir haben also in diesen Darstellungen der Krieger vier verschiedene Formen von Helmen oder Kopfbedeckungen, und es ist gewiss im höchsten Grade merkwürdig, dass alle diese Formen aus den Gräbern von Watsch und St. Margarethen in Krain durch die Ausgrabungen der letzten Jahre wieder auferstanden sind.

Die erste Form ist der einfache Bronzehelm oder Bronzehut (cassis) mit ringsumlaufender schmaler Krämpe und einfacher Schneide nach der Länge des Kopfes, wie ihn die beiden Reiter tragen. Dieser Form entspricht der oben erwähnte zuerst bei Watsch neben einem Skelete mit zwei eisernen Lanzenspitzen gefundene Helm (Fig. 12), welcher im Besitze des Landesmuseums in Laibach sich befindet. Wir kennen diese Form aber bereits von früheren in den österreichischen Alpen gemachten Funden her; denn das Watscher Exemplar stimmt fast vollständig überein mit den bekannten, 1812 bei Negau in Untersteiermark gefundenen 20 Helmen, mit ihren unentzifferten, nicht etruskischen Inschriften, sowie mit einem schon vor etwa 50 Jahren bei Ternawa im Gerichtsbezirke Egg in Krain gefundenen Helmbruchstück im Laibacher Museum; auch der von Sacken beschriebene und abgebildete Helmhut von Hallstatt (Sacken Taf. VIII, Fig. 6) gehört hieher.[1]

Die zweite Form ist der Helmhut mit doppeltem Kamm zur Aufnahme einer Helmraupe oder Helmquaste, wie ihn die dritte Gruppe von Fusssoldaten auf der Situla der Certosa trägt. Zu dieser Form gehört der zweite im Jahre 1881 bei Watsch gefundene Helm (Fig. 13), und der analoge Helm von Hallstatt (Sacken, Taf. VIII, Fig. 5).

Die dritte, eigenthümlichste Form ist der halbkugelförmige oder besser schüsselförmige und pickelhaubenartig in eine Spitze auslaufende Helm mit runden seitlichen Scheiben, wie ihn die fünf Fusssoldaten mit gesenkter Lanze, welche die zweite Gruppe auf der Situla der Certosa bilden, tragen. Auch Zannoni hebt diese neue unbekannte Form besonders hervor. Als ich den merkwürdigen Fund eines schüsselförmigen Holzflechtwerkes, das aussen mit runden phalerenartigen oder flach schalenförmigen Bronzescheiben, die jedoch einen mittleren, in eine kurze Spitze auslaufenden Knopf haben, geziert, sowie in den Zwischenräumen der Scheiben dicht mit Bronzenägeln beschlagen war und nach oben in eine eiserne Spitze endete, die freilich nur zum Theil erhalten ist, aus einem Hügelgrab von St. Margarethen (1880) als eine eigenthümliche, bisher unbekannte Helmform kurz erwähnte und abbildete,[2] hatte ich keine Kenntniss von den Darstellungen auf der Situla der Certosa. Trotz mannigfacher Widersprüche und Zweifel, die von verschiedenen Seiten ausgesprochen wurden, dass der Fund kein Helm, sondern ein Schild sei,[3] hielt ich an meiner Auffassung fest und wurde darin bekräftigt, als Herr C. Engelhardt in Kopenhagen die Güte hatte, mich auf die Darstellungen der Situla der Certosa, wo solche Helme abgebildet seien, aufmerksam zu machen.

Seit dem ersten Funde der Art bei St. Margarethen sind durch die Ausgrabungen, welche Herr Deschmann fortsetzte, noch mehrere ähnliche Funde dort gemacht worden, und es ist dem Präparator des Laibacher Museums, Herrn Ferd. Schulz, gelungen, auch für das Laibacher Museum ein Exemplar dieser merkwürdigen

---

[1] Das Museum Gregorianum in Rom soll eine ganze Reihe von Helmhauben dieser Art besitzen. Ein Exemplar angeblich aus Etrurien ist auch in Lindenschmit's Alterthümern (I. 3. 2. 5.) abgebildet.

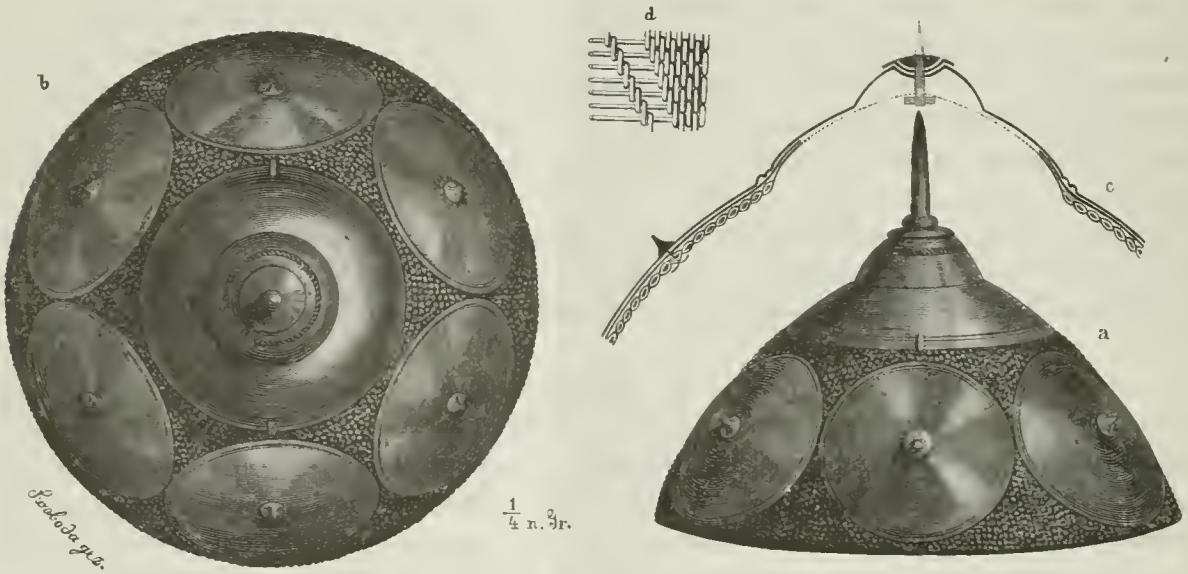
[2] Vierter Bericht der Prähist. Commission der kais. Akad. der Wiss. (LXXXII. Bd. der Sitzungsb. 1. Abth. Dec.-Heft 1880). Die Abbildung ist in $^1/_4$ natürlicher Grösse, nicht wie in Folge eines übersehenen Druckfelders angegeben ist, in $^1/_6$.

[3] Diese Ansicht hat namentlich Herr Voss ausgesprochen: („Bemerkungen über buckelförmige Bronzezierrathen (Schildbuckel?)" in der Berliner Zeitschrift für Ethnolog. 1881. Heft IV unter den Miscellen S. 123), indem es sagt: „Ich möchte dies Object als einen allerdings etwas eigenthümlich geformten Schild ansprechen." Die von Herrn Voss angegebenen Maasse sind in Folge des erwähnten Druckfehlers unrichtig, vielleicht rührt daher die andere Auffassung.

Helme aus den Bruchstücken zusammenzusetzen und zu conserviren.[1] Andere Exemplare waren so vermodert und zerstört, dass sie sich nicht mehr restauriren liessen. Der Fund ist also bei St. Margarethen kein vereinzelter.

Das Wiener Exemplar stammt aus dem Tumulus (Gomile) III bis Gradeine unweit St. Margarethen, welcher 1880 ausgegraben wurde und ungewöhnlich reich an den mannigfaltigsten Fundobjekten war. Der Helm lag in der Mitte des Grabhügels und neben ihm zwei Pfeilspitzen aus Bronze und eine kleine Urne. Der Helm wurde nicht zerquetscht oder in einzelne Stücke zerdrückt gefunden, derselbe wurde vielmehr, in seiner Form vollkommen erhalten, jede Bronzescheibe an ihrem ursprünglichen Platze, jeder Nagel noch im Geflechte sitzend, im Ganzen, in einem grossen Lehmklumpen ausgehoben. So kam er in meine Hände. Erst bei der Reinigung von der Erde zerfiel er trotz aller angewendeten Sorgfalt, da das Holzgeflecht bei der geringsten Berührung brach, in mehrere Stücke, die jedoch nachher über eine halbkugelförmige Unterlage gelegt, wieder aneinandergefügt werden konnten.

Fig. 15.



Schüsselhelm von St. Margarethen.

Die Maasse des in die prähistorische Sammlung des k. k. naturhistorischen Hof-Museums eingereihten Exemplares (Fig. 15) sind folgende:

Unterer Umfang	880 mm
Unterer Durchmesser	280 „
Höhe bis zum Anfang der eisernen Spitze	175 „
Durchmesser der rundlichen Bronzescheiben	130 „
Durchmesser der oberen Bronzescheibe	140 „
Höhe der oberen Bronzescheibe mit der bei aufgesetzten Scheiben	60 „

Bei näherer Untersuchung der verschiedenen Theile des Helmes hat sich ergeben, dass das sehr starke Geflecht (Fig. 15 *d*) aus gespaltenen Haselnussruthen besteht und aussen ganz mit Leder überzogen war, welches noch theilweise erhalten ist. Erst auf dieses Leder wurden die Bronzescheiben, 6 an der Zahl, am äusseren

[1] Das Landesmuseum in Laibach besitzt noch einen 1882 unter einem gefällten Obstbaum bei Weisskirchen unweit St. Margarethen gefundenem Bronzehelm ohne Krämpe mit schmalem Nackenschild, einem kleinen eisernen Knopf und Wangenklappen, der untere Rand ist durch einen schnurähnlichen Wulst geziert, über dem rings um den Helmhut ein fein eingravirtes Kreislinienornament verläuft, ebenso wie auch die Spitze des Helmes durch gravirte Ornamente verziert ist.

Umfang und eine grössere mit zwei kleineren als Aufsatz auf der Scheitelhöhe des Geflechtes mit Bronzenägeln befestigt (*c*). Die Bronzenägel mit halbkugeligen Köpfen, welche dicht aneinander die Zwischenräume zwischen den Scheiben ausfüllen, sind durch das Leder und das Geflecht durchgeschlagen und ihre Spitzen innen umgebogen. Durch die obersten Bronzeplatten ging ein starkes Eisenstück durch, welches die Spitze bildete, aber in Brauneisenstein umgewandelt nur zum Theil, soweit es zwischen den Bronzeplatten steckt, erhalten ist. Diese eiserne Spitze gab dem Helm ein pickelhaubenartiges Ansehen.

Auf der Darstellung der Situla der Certosa fehlt nun allerdings auch jede Andeutung der oberen Bronzescheiben, die Helme laufen auf dieser Darstellung in einer nicht gebrochenen, geschwungenen Linie in sehr massiv aussehende hohe Spitzen aus, so dass man annehmen könnte, die auf der Situla dargestellten Helme seien eine wohl dem Margarethener Funde nächst verwandte, aber doch wieder wesentlich modifizirte Form. Ich glaube jedoch, dass diese Annahme, wenn auch möglich, doch nicht nothwendig ist; der Unterschied liegt nach meinem Dafürhalten nur in der ungenauen oder unbeholfenen Ausführung auf der Situla, die sich ja auch an anderen Objecten, welche auf derselben zur Darstellung gekommen sind, zu erkennen gibt (bei den Thieren z. B. ist immer nur ein Horn und ein Ohr dargestellt).

Dass nunmehr auch bei St. Marein in Krain ein Bronzefragment gefunden wurde, welches eine freilich sehr unvollkommen erhaltene Darstellung dieser Helme zeigt, habe ich schon oben erwähnt (siehe Taf. I, Fig. 6).

Wenn diese Funde von St. Margarethen auch bisher einzig in ihrer Art sind, was die nahezu vollständige Erhaltung betrifft, so glaube ich doch, dass die Reste solcher Helme in Gräbern aus der Hallstätter-Periode auch anderwärts schon vorgekommen sind, und nur verkannt wurden. Ich erwähne z. B. Hallstatt selbst, wo nach v. Sacken (S. 45) in einem Skeletgrab „neben dem Kopfe des Skeletes 10 stark gewölbte Scheiben aus sehr dünnem Blech mit fast 1 Zoll hohem gestieltem Knopf in der Mitte, der inwendig als Heftnagel erscheint und am Ende gespalten ist, um beiderseits umgebogen werden zu können, oder mit kurzer Spitze, die sich inwendig als Nagel fortsetzt, übereinander lagen". Derartige Scheiben wurden nach v. Sacken in 18 Gräbern von Hallstatt gefunden „und niemals ohne Waffen; sonach als Beigabe von Kriegern". Vielfach sind solche Scheiben auch als Schildbuckeln oder als Pferdeschmuck aufgefasst worden. Auch die Häufchen von Bronzenägeln, die so oftmals in Hallstatt mit vermoderten organischen Resten durchmengt vorkamen, mögen ursprünglich solchen Helmen angehört haben.

Mich hat die Form dieser Helme zunächst an die schüsselförmigen Kopfbedeckungen der malayischen Völker im Sunda-Archipel erinnert, namentlich der Javanesen, deren Schüsselhüte aussen aufs schönste bemalt und oft ganz vergoldet sind. Der untere Durchmesser des St. Margarethener Helmes (28^{cm}, nicht 45^{cm}, wie Herr Voss in Folge des obenerwähnten Druckfehlers in meinem Bericht angibt) stimmt auch zufällig ganz genau mit dem Durchmesser eines in der Wiener Sammlung befindlichen Schüsselhutes von Java. Aber alle diese asiatischen Schüsselhüte haben im Innern noch einen besonderen Kopfring, der auch bei dem St. Margarethener Helm vorhanden gewesen sein mag, obwohl sich keine Spur davon nachweisen liess. Ich habe bei einer Imitation des Helmes aus Messing, die ich in Wien machen liess, einen solchen Kopfring angebracht; allein auch ohne Kopfring muss der Helm, wenn er inwendig dick genug ausgepolstert gewesen, oder über einer dicken Mütze getragen wurde, ganz gut auf dem Kopfe gesessen haben.

Eine viel vollkommenere Reconstruction des Margarethener Helmes wurde von Herrn Blell-Tüngen, dem ich das nöthige Material dazu an die Hand gab, ausgeführt und Herr Blell hatte die Güte, ein Exemplar seiner bewunderungswürdigen Reconstruction dem Hofmuseum zum Geschenke zu machen. Herr Blell machte mir aus dieser Veranlasung noch die folgenden interessanten Mittheilungen bezüglich dieses Helmes und seiner Construction.

„Dass der Gegenstand als Helm gedient hat, daran habe ich nicht den geringsten Zweifel. Auch darin bin ich Ihrer Ansicht, dass der Helm eine eiserne Spitze gehabt hat, von der noch ein Theil vorhanden ist. Die Fusssoldaten auf der Situla der Certosa zeigen offenbar Helme von sehr ähnlicher Form und Einrichtung, wie der von St. Margarethen, mit hohen Spitzen. Die Fussoldaten der Chinesen tragen noch heute sehr ähnlich geformte Helme und genau in demselben Umfang, aber nur aus Flechtwerk bestehend und zwar ohne jede Vor-

richtung im Innern zur Aufnahme des Kopfes. Einen solchen habe ich in meiner Sammlung. Auch die europäischen Krieger trugen noch im 13. Jahrhundert ähnliche, mit dem Helmrande weit vom Kopfe abstehende Helme. (Fig. 16.) Ohne die metallenen Theile und ohne Fütterung wog der Helm 46 Loth, 39 Loth die

Fig. 16.

Englische Krieger von 1250.

Metalltheile, also Nägel, Scheiben und Spitze, 5 Loth die Fütterung, somit 3 Pfund oder $1^1/_2$ Kilo im Ganzen. Wenn zwar der Helm eine nicht ganz leichte Kopfbedeckung ist, so ist er doch immerhin $^1/_2$ Kilo leichter, als der mit Fütterung und Rossbusch c. 2 Kilo wiegende Watscher Bronzehut. Ausserdem halte ich den Margarethener Helm für viel widerstandsfähiger, als den letzteren. Der grosse Kopf des Watscher Bronzehutes lässt aber darauf schliessen, dass unter dem Hute noch eine stark gepolsterte Kappe getragen wurde. Widerstandsfähig mussten die damaligen Schutzwaffen schon desshalb sein, weil sie den damals schon im Gebrauch gewesenen mächtigen Streitäxten aus Eisen und gestählter Bronze zu widerstehen hatten, wie wir solche auf der Situla von Bologna in den Händen der Reiter und besonders bei der letzten Abtheilung Fussvolk wahrnehmen und wovon auch Klingen die Erde uns so vielfach überliefert hat. Wie wir bei dem Margarethener Helm die Construction der Wandung kennen gelernt haben, ebenso haben wir uns auch die von den alten Historikern erwähnten geflochtenen und mit Leder überzogenen Schilde construirt zu denken. Ich habe daher auch keinen Anstand genommen, die in meiner Sammlung befindlichen 39 bronzenen Schildspangen, welche beim Ausgraben des Main-Donau-Canals, also dem ehemaligen Gebiete der keltischen Vindelicier, ausgegraben worden sind, nunmehr auf eine nach Art der Helme construirte Schildwandung zu bringen. Die so nach Länge (30 cm) und Biegung dieser Spangen geformte Schildwand, ergibt einen langen schmalen Schild, von dem Livius Lib. XXVIII und Gleiches Polybius sagt: „Die zwar langen aber nicht hinreichend breiten Schilde waren für die Gallier (oder vielmehr Kelten) eine schlechte Deckung.“ Diese Schildspangen werden bekanntlich in einer Anzahl von 30—40 Stück in Oberbaiern gefunden und zwar in sogenannten römischen Hochäckern. Als Lederüberzug des Schildflechtwerkes habe ich rohes stärkeres Leder, als zu den Helmen, verwendet. Denn wohl nur ungegerbten Leders hat man sich in den ältesten, wie in späteren Zeiten zu Schilden bedient. Denn einmal bildet Rohleder einen hornharten und daher sehr widerstandsfähigen Überzug und dann konnte auch bei Belagerungen, wie die alten Historiker dies mehrfach mittheilen, bei Mangel an Lebensmitteln das Rohleder durch Weichen in Wasser als wirkliche Nahrung für die Besatzung zubereitet werden.“

„Doch kehren wir zum Margarethener Helm zurück. Selbstverständlich habe ich mir die grösste Mühe gegeben, dem Originale in jeder Beziehung so nahe als möglich zu kommen; erhalten doch nur dann derartige Arbeiten wirklichen Werth. Sehr glücklich bin ich namentlich darüber, dass es meinen vielfachen Bemühungen gelungen ist, Blech und Draht aus echter Bronze aufzutreiben. Freilich entbehrt die Bronze des goldgelben Tones. Ohne Zinkzusatz ist dieser ja aber in der Heutzeit bisher nicht zu erreichen gewesen. Die meiste Schwierigkeit bei Herstellung des Helmes hat uns die Anfertigung der 900 Nägelchen gemacht, welche Anzahl ein Helm allein erfordert. Anfänglich verunglückten uns bei der Löthung fast die Hälfte. Erst bei längerer Übung ging die Arbeit besser von statten. Doch auf mehr als 40 Nägelchen den Tag kam der Arbeiter nicht, wenn er daran alle Manipulationen selbst auszuführen hatte. Fabriksmässig liessen sie sich selbstverständlich leichter herstellen. Unendlich schneller hätte die Herstellung der Nägelchen durch Einlöthen der

Dorne mittelst Zinn geschehen können; doch davor empfand ich im Hinblick auf die so äusserst sauberen Originalnägelchen zu grossen Widerwillen. Das Löthen mit Zinn kannten nach meinen Beobachtungen die Träger der späteren Bronzezeit gewiss; bei der sonst so sehr schon damals vorgeschrittenen Technik neige ich mich aber sehr zur Annahme, dass man auch das Hartlöthen gekannt hat."

„Dass die Helme eine Fütterung gehabt haben, kann der glänzenden Beschaffenheit der Aussenfläche derselben entnommen werden. Mehr aber noch ergibt sich dies aus der inneren Nothwendigkeit, die Haare des Helmträgers gegen Ausreissen durch die im Innern durch Umlegen der Nägeldorne gebildeten zahllosen Häkchen zu sichern, sowie endlich auch den Helm auf dem Kopfe in einer Stellung zu halten, dass sein Rand nicht zu tief über die Augen sinkt und dadurch am Sehen hindert. Dass der Helm nicht in seiner vollen Tiefe auf dem Kopfe getragen wurde, ersehen wir auch an den Darstellungen auf der Situla der Certosa. An denselben ist auf's Unzweifelhafteste zu erkennen, dass die Helme auf der Kopfrundung nicht in voller Tiefe und nicht direct aufsassen. Dass dies ohne besonderen Kopfring durch der Fütterung allein zu erreichen war, beweist unsere Nachbildung. Von einem hölzernen Kopfringe hätten doch eher auch Spuren zurückbleiben müssen, respective können, während dies von Zeugstoff doch weniger anzunehmen ist. Leinenstoff ist zur Fütterung gewählt, weil dieser Stoff überhaupt dazu geeigneter als Wollenstoff ist, und weil auch von diesem Stoff in jenen Landestheilen Überreste aufgefunden worden sind (v. Sacken, Leitfaden S. 109.) Als indifferente Farbe des Stoffes wurde die dunkelblaugraue gewählt (v. Sacken, Hallstatt S. 126.)"

„Ein nothwendiges Requisit eines jeden Kopfschutzes aller Völker und Zeiten bilden die Bänder zur Befestigung desselben auf dem Haupte. Wenn schon diese Bänder bei Helmen mit ovaler Öffnung, die sich der Kopfform mehr anschliessen, erforderlich sind, so trifft dies noch viel mehr zu, bei einer zirkelrunden, der Kopfform sich wenig anpassenden Form, welche der Margarethener Helm hat, gleich den im 13. Jahrhundert in Europa üblichen Helmformen und den geflochtenen Bogenschützenhelmen der Chinesen. Bei dieser Helmform genügen selbst die bei sonstigen Helmen üblichen zwei Bänder nicht, um ein Drehen desselben zu verhindern. Ich habe mich daher auch bei Anbringung der Bänder am Margarethner Helm ganz nach einem derartigen in meiner Sammlung befindlichen Chinesenhelm gerichtet und die Enden der entsprechend lang eingerichteten beiden an den Ohren herabgehenden Bindebänder an einem Punkte im Innern des Helmes oberhalb des Hinterhauptes vereinigt. Werden die so entstandenen Doppelbänder gleich den einzelnen zusammen mit einem Male mit oder ohne Schleife zusammengebunden, so hat man es in der Hand, je nachdem die Vorder- oder Hinterbänder fest angezogen werden, den Helm ganz fest aufzubinden. Das Befestigen der Kinnriemen mittelst Schnallen ist bekanntlich erst Ende des 17. oder gar erst im vorigen Jahrhundert allgemein geworden."

„Die eiserne Helmspitze habe ich, wie gesagt, ganz nach Ihrer Ansicht anfertigen lassen. Jetzt bleibt mir bezüglich der Construction des Helmes nur noch des dabei zur Anwendung gebrachten Käseleims zu gedenken. Über das ziemlich dichte Geflecht ist eine ansehnende weissliche Kittmasse aufgetragen gewesen und erst darüber in nassem Zustande glatt überspanntes, nicht zu dünnes Schafleder. In diese Kopfhülle sind dann äusserst subtil und künstlich ganz aus Bronze (also auch der Dorn) hergestellte Nägelchen, nachdem zuvor mit einem „Ort" vorgestochen ist, getrieben, und die vierkantigen nicht zugespitzten Dorne auf der inneren Seite umgelegt. Wahrscheinlich hat jene Kittmasse aus frisch gelöschten Kalk und Käsestoff bestanden, dem alten Kittmittel, mit welchen die keltischen Äxte auf den Hakenschaft und die Speerspitzen befestigt wurden. Ich habe mit dieser bei Bronze- und Eisenalterthümern so häufig zu bemerkenden Kittmasse schon vor Jahren Versuche gemacht, um damit auch Schildbretter nach Vorschrift des Theophilus gegen Feuchtigkeit gesichert, mit einander zu verleimen. Als Holzleim wollte sich mir aber die Masse nicht bewähren. Erst nach einer Mittheilung des Herrn Oberst v. Cohausen in Wiesbaden, wonach die Zimmerleute in Niederbaiern heute noch Bretter, welche in Nässe kommen, mit Käseleim verleimen und dazu alt abgelöschten Kalk verwenden und nicht frisch abgelöschten, wie bei Ilg's Theophilus „viva calce" irrthümlich übersetzt ist, gelang es mir, Holz mit diesem Bindemittel zu leimen; ich nahm dazu 2 Theile Quark-Käse und 3 Theile altgelöschten Kalk. Die mit diesem Kitte ausgebnete Fläche des Flechtwerkes ist dadurch so hart geworden, dass

darauf eine neue gute Feile wenig wirkt und sehr bald stumpf wird. Es ist sehr zu beklagen, dass dies treffliche Bindemittel heutzutage fast ganz ausser Gebrauch gesetzt ist".

Eine vierte Art von Kopfbedeckung zeigen endlich die vier letzten mit Paalstäben bewaffneten Fusssoldaten der Situla der Certosa. Soweit sich aus der Zeichnung von Zannoni erkennen lässt (vergl. Taf. II), (die oberen Theile der Figuren scheinen an dieser Stelle der Situla bis zur Unkenntlichkeit zerstört zu sein), war die Kopfbedeckung dieser Gruppe von Soldaten ein kegelförmiger Hut, jede Andeutung von Bronzeplatten fehlt. Ist es nun nicht merkwürdig, dass Herr Schulz, als er die Ausgrabungen für das Laibacher Museum im Jahre 1880 besorgte, berichtete, er habe einen kegelförmigen, dicht mit Bronzenägeln beschlagenen Hut gefunden, der aber beim Herausnehmen ganz zerfallen sei, so dass nichts übrig geblieben, als ein moderiger Haufen mit kleinen Bronzenägeln! Da später Bruchstücke von Holzgeflecht, mit Bronzenägeln beschlagen, gefunden wurden, bei welchen die Form der Biegung auf Kegel-, nicht Schüsselform hindeutet, so ist es gewiss nicht zu gewagt, anzunehmen, dass wir in diesen Resten in der That die Reste von kegelförmigen Hüten vor uns haben, wie sie als eine vierte Form in den Darstellungen der Situla von Bologna vorkommen.

Allein ich bin mit den Kopfbedeckungen noch nicht zu Ende.

Die breitkrämpigen flachen Hüte der Männer auf der Situla der Certosa, welche an Jesuitenhüte erinnern, mögen Strohgeflechte gewesen sein, von denen, auch wenn sie den Verstorbenen mit ins Grab gegeben wurden, nichts erhalten bleiben konnte, ebenso sind wohl auch die spitzen phrygischen Mützen, die auf der Situla von Watsch vorkommen, aus leicht zerstörbarem, gestricktem oder gewobenem Stoffe verfertigt gewesen.

Aber neben diesen Kopfbedeckungen kommen auf der Situla der Certosa bei den Hirschträgern der dritten Zone noch kleine, flach schüsselförmige Kopfbedeckungen vor, und auf der Situla von Watsch bei den männlichen Figuren der ersten und zweiten Zone noch flachere, etwas weiter rings um den Kopf vorspringende Mützen, welche Herr Deschmann nach ihrer Form „Tellermützen" nennt. Diese letzteren sind auf der Situla von Watsch durch feine dicht an einander eingeschlagene Punkte oder kurze Striche noch weiter charakterisirt. Ähnliche flache Mützen sind auch auf den Bronzefragmenten von Moritzing und Matrei in Tirol, und endlich auf dem Spiegel von Castelvetro dargestellt. Es war daher diese Art von Kopfbedeckung gewiss eine allgemein gebräuchliche. Obwohl nun die Charakterisirung der „Tellermützen" auf der Situla von Watsch eine ähnliche ist, wie die, welche sich bei einzelnen Gewändern und bei den Pferden am Leibe findet, so dass man zunächst an Pelzmützen denken muss, so kann ich doch nicht umhin, der Anschauung Herrn Deschmann's über diese Mützen volle Berechtigung zuzugestehen, da diese Anschauung auf Thatsachen beruht.

Herr Deschmann sagt nämlich in der oben citirten Abhandlung: „Im Jahre 1880 wurde in einem der Grabhügel bei St. Margarethen ein in Staub zerfallenes, kreisrundes, schwach gewölbtes Holzgeflecht aus schmalen Holzstreifen der Haselnussstaude geflochten, mit noch erhaltenem Leder überzogen und mit dichtstehenden halbkugeligen kleinen Knopfnägeln bedeckt, ausgegraben. An diesem Stücke fehlen gänzlich jene kreisrunden Bleche, welche die früher besprochenen Schild- oder Schüsselhelme charakterisiren. Der umgebogene Rand des Geflechtes hatte eine ziemliche Dicke, und es war überhaupt aus dem bedeutenden Umfange der aufgefundenen Kopfbedeckung zu ersehen, dass ein beträchtlicher Theil dieses Geflechtes als Krämpe gedient habe, was auch durch die Darstellung auf der Situla bestätigt wird. Die gesammelten Fragmente befinden sich im Landes-Museum unter der Sammlung der St. Margarethner Funde. Wäre das Holzgeflecht allein vorhanden gewesen, ohne den dichten Nägelbesatz, so hätte niemand gezweifelt, es als den Urtypus der noch heutzutage in Krain üblichen aus Stroh geflochtenen Brodkörbe (pehar) zu deuten, in welche die Hausfrauen den getretenen und gegorenen Brodteig zur Formung des Brodlaibes zu legen pflegen. Ein derartiger Brodkorb auf den Kopf aufgesetzt kommt der auf der Watscher Situla dargestellten Mütze am nächsten. Als wir daher die Watscher Situla zum ersten Male in die Hand bekamen, waren die sonderbaren Tellermützen auf derselben für uns durchaus nichts Befremdendes, wir begrüssten in ihnen alte Bekannte, die wir schon von den St. Margarethner Ausgrabungen her kannten."

Bezüglich des eigenthümlichen Geschmackes und der eigenthümlichen Technik, wie sie sich aus diesen Funden ergeben, kann ich nicht umhin, schliesslich zu erwähnen, dass heute noch die Bauern in Krain starke Ledergürtel tragen, welche mit dicht an einander eingeschlagenen Eisennägeln verziert sind, deren Spitzen auf der inwendigen Seite des Gürtels umgebogen und flach geschlagen sind, während die Nägelköpfe an der Aussenseite des Gürtels die verschiedenartigsten zierlichen Ornamente bilden. Die Mache dieser eisenbeschlagenen Ledergürtel erscheint fast wie eine Reminiscenz an die bronzebeschlagenen Kopfbedeckungen der prähistorischen Bewohner von Krain.

Nach diesen Auseinandersetzungen über die bei Watsch und St. Margarethen gefundenen Helme und Kopfbedeckungen dürfte wohl kaum Jemand noch zweifeln können, dass Krieger, wie sie auf der Situla der Certosa dargestellt sind, und Menschen, wie sie auf der Situla von Watsch gekleidet erscheinen, auf krainerischem Boden thatsächlich gelebt haben und in den prähistorischen Gräbern wirklich begraben liegen, und darnach dürfte die früher (S. 16) gemachte Bemerkung bezüglich dieser Situlen wohl als gerechtfertigt erscheinen.

Ich gehe nun weiter zur Besprechung der Gewandnadeln.

Die Gewandnadeln.

Ganz ausserordentlich reich sind in den Gräbern von Watsch und ebenso in den Hügelgräbern von St. Margarethen in Unterkrain, die in dieser Beziehung ganz mit jenen von Watsch übereinstimmen, die Gewandnadeln (Fibeln) vertreten. Da nach den Arbeiten von Hans Hildebrand, Oscar Montelius und Dr. Tischler die Formen der Gewandnadeln besonders charakteristisch sind für die verschiedenen Culturperioden und Culturgebiete, so ist es von Bedeutung, dass die Fibeln der krainerischen Fundorte (auch die Urnengräber von Zirknitz und in der Wochein und alle früher (S. 9) erwähnten Localitäten gehören hierher) die ganze Formenreihe durchlaufen, wie sie aus den vorrömischen Gräberstätten in Oberitalien bekannt ist und ausserdem noch manche lokale Formen enthalten.

Besonders häufig in Watsch, weniger häufig in St. Margarethen, ist die halbkreisförmige Fibel,[1] wie sie von Bologna, von Monteucco und Golasecca an den Ausflüssen des Lago maggiore und des Comer-See's, sowie von Bismantova in der Emilia u. a. O. bekannt ist, und für die älteste italische Form gilt. Diese halbkreisförmigen Fibeln kommen bei Watsch in verschiedener Grösse vor und zwar entweder ganz aus Bronze, oder ganz aus Eisen oder auch aus Bronze und Eisen in der Art combinirt, dass der halbkreisförmige Bügel aus Bronze, der Nadelhalter (oder das Blatt) mit der Nadel und dem Kopf (oder der Rolle) aus Eisen besteht. Nicht selten finden sich an diesen Fibeln kleine Bronze- oder Eisenringe angehängt. Watsch, St. Margarethen und anderen krainerischen Fundorten ganz eigenthümlich ist jedoch die halbkreisförmige Fibel mit perlschnurartig stark geknotetem Bügel, die „Watscher Fibel" wie sie Deschmann und Dr. Tischler genannt haben, deren Blatt und Nadel sammt Kopf immer aus Eisen besteht. (Siehe Fig. 18.) So lange für diese Fibel keine andere Provenienz nachgewiesen ist, ist wohl anzunehmen, dass sie ein einheimisches Product einer alten Lokalindustrie ist. Von Zirknitz ist diese Art Fibel ebenfalls bekannt, ebenso hat sie sich bei St. Marein, in der Wochein und 1882 auch bei den Ausgrabungen der Grabhügel von Wies in Steiermark gefunden.

Eine ganz besondere Bedeutung haben diese halbkreisförmigen Fibeln, die bisher für eine typisch altitalische Form galten, gewonnen, seit dieselben sowohl in Hellas als in der Troas gefunden wurden und namentlich seit das in den letzten Jahren am Nordabhange des Kaukasus bei Koban entdeckte Gräberfeld gerade diese Form von Fibeln fast ausschliesslich und in ausserordentlicher Anzahl (es mögen mehrere hundert sein) geliefert hat. Dieses Gräberfeld, welches nur Skeletgräber enthält, die ungemein reich an den mannigfaltigsten Bronzegegenständen (hauptsächlich Schmuck), neben wenig Eisen sind, wurde 1881 von E. Chantre[2] und

[1] Ich schliesse mich der Terminologie von Dr. Tischler an, in dessen Abhandlung. „Über die Form der Gewandnadeln nach ihrer historischen Bedeutung." Zeitschr. für Anthropologie und Urgeschichte Bayerns, IV Bd., Heft 1 und 2. 1881.

[2] E. Chantre, Matériaux pour l'Hist. primit. et naturelle de l'homme. Sér. II, 1882. Eine grössere Publication von Chantre über die Gräber von Koban ist in Vorbereitung.

Virchow besucht und theilweise ausgebeutet. Nach der bewunderungswürdigen Darstellung Virchow's[1] ist dieses Gräberfeld ein wahres Hallstatt am Nordabhange des Kaukasus, das culturhistorisch und zeitlich der Hallstätter Periode angehört. „Culturhistorisch", sagt Virchow (a. a. O. S. 124), „gehören die Gräber von Koban dem Beginne des Eisenalters an, zeitlich werden wir sie um das 10. oder 11. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung setzen dürfen." Diese Zeitbestimmung beruht hauptsächlich auf der Ähnlichkeit der „Bogenfibeln" (Virchow versteht unter Bogenfibeln nichts anderes, als die halbkreisförmigen Fibeln,) von Koban mit jenen aus den umbrischen Gräbern in Oberitalien, welchen die italienischen Archäologen z. Th. jenes hohe Alter zuschreiben, während Virchow das Gräberfeld von Hallstatt (a. a. O. S. 124) in seinen Hauptbestandtheilen für unzweifelhaft jünger hält. Auch das Wiener k. k. naturhistorische Hof-Museum konnte einen ansehnlichen Theil der Funde von Koban acquiriren und besitzt darunter 30 Stück halbkreisförmige Fibeln.

Wenn jedoch Virchow (a. a. O. S. 28) sagt: „Aus keinem Lande ausserhalb des Kaukasus ist bis jetzt eine gleich grosse Zahl von Bogenfibeln (d. h. halbkreisförmigen Fibeln) bekannt, als aus Italien," und (a. a. O. S. 123) meint, dass sie nur in ganz vereinzelten Exemplaren im alpinen Gebiete angetroffen werden, so ist das nach den neuesten Funden in Krain nicht mehr richtig. Die Krainer Fundorte, namentlich Watsch und die Wochein, haben diese Fibeln in den letzten Jahren in so grosser Anzahl geliefert, dass in den betreffenden Sammlungen in Laibach und Wien zusammen mehr als 100 Fibeln von dieser Form vorhanden sind, das Wiener Museum allein besitzt 36 Stück, das Laibacher Museum 34. Auch zu St. Marein und St. Michael bei Lueg in Krain, ferner zu Sta. Lucia bei Görz und in Tirol an mehreren Punkten (Lorenzen und Obervintl im Pusterthale, Neumarkt im Etschthale, die Exemplare befinden sich in der Sammlung des Ferdinandeums zu Innsbruck) sind halbkreisförmige Fibeln vorgekommen und bekanntlich hat auch Hallstatt solche geliefert; ein Exemplar kam auch bei Glasinac in Bosnien vor. Man muss daher sagen, gerade diese Form ist in den österreichischen Alpen auf Fundstätten aus der Hallstätter Periode eine der am allgemeinsten verbreiteten und ich möchte sehr bezweifeln, dass in den italienischen Sammlungen eine gleich grosse Anzahl derselben vorhanden ist, wie in den österreichischen.

Auch unterscheiden sich die krainerischen Fibeln keineswegs von den kaukasischen durchwegs dadurch, „dass auch am oberen Ende zwischen Bügel und Falzplatte eine Spiralwindung eingeschoben ist." Zahlreiche Exemplare von Watsch zeigen nur eine Spirale am Nadelanfang, und namentlich sind alle halbkreisförmigen Fibeln von Lepence bei Feistritz in der Wochein (in der Sammlung des Fürsten E. Windischgrätz) einspiralig; die Letzteren sind auch durch den massiven, schweren, runden Bügel, welcher mit Querstrichen verziert ist, denen von Koban zum Verwechseln ähnlich, während sonst im Allgemeinen die halbkreisförmige Bronzefibel aus Krain einen dünneren Bügel hat, als jene aus dem Kaukasus.

Die halbkreisförmige Fibel hat demnach ein ausserordentlich grosses Verbreitungsgebiet, und wenn sie, wie es auch meine Ansicht ist, eine der ältesten Formen ist, so möchte ich desswegen aber doch nicht annehmen, dass sie über die älteste Zeit nicht hinausreicht. Jedenfalls ist an den Import dieser Fibeln, sei es aus Italien oder aus Griechenland, nach den Alpen ebensowenig zu denken, als an den Import aus dem Kaukasus, oder umgekehrt.

Neben der halbkreisförmigen Fibel findet sich in Watsch und St. Margarethen fast eben so häufig die Bogen- oder Kahnfibel in allen Varitäten mit kurzem oder langgestrecktem Fuss und langem scheidenartigem Nadelfalz, von der verschiedensten Grösse mit massivem oder kahnförmig hohlem Bügel, verziert mit eingravirten geometrischen Motiven (Fig. 3 u. 4). Nicht selten besteht auch bei der kleineren Form dieser Fibeln die Nadel aus Eisen (das Laibacher Museum besitzt von St. Margarethen vier solcher Fibeln mit eisernen Nadeln, das Wiener Hof-Museum drei von Watsch). Auch diese Form der Fibeln ist eine ausserordentlich verbreitete, nicht blos in Italien, sondern ebenso in den Donauländern und in Griechenland. Nach Furtwängler kommen Bogenfibeln mit breitem, segelartig ausgebauchtem Bügel, verziert mit gravirten Zikzakmotiven nicht blos unter den Bronzen von Olympia, sondern auch in Dodona, und besonders grosse Exemplare in Megara,

[1] R. Virchow, Das Gräberfeld von Koban, Berlin 1883. (Mit 11 Tafeln.)

aus einem Grabe, das etwa dem 7. Jahrh. v. Chr. angehört, vor. „Dieselben grossen Fibeln und plumpen Halsketten", sagt Furtwängler (a. a. O. S. 105) „trugen die Frauen von Elis und die von Oberösterreich."

Auch die Bogenfibeln, deren Bogen einen darüber geschmolzenen Glasfluss, oder Glas- und Bernsteinperlen, oder Scheiben aus Bernstein und Bein trägt, wie sie aus den Gräbern von Villanova und den ältesten sogenannten umbrischen Gräbern der Certosa bei Bologna bekannt sind, kommen sowohl in Watsch, wie St. Margarethen vor, ebenso die mit Knoten oder Thierfiguren (Vögeln) gezierten Bogenfibeln.

Verhältnissmässig selten ist in Krain die Spiralfibel mit zwei flachen Spiralen, aus einem Draht gewunden. Bekanntlich ist diese Fibel in Hallstatt so häufig, dass man sie mit Recht die „Hallstätter Fibel" nennt, was wieder auf eine Localindustrie in unseren Alpen hindeutet, da diese Form ja auch in Italien, wo sie in Gräbern, die etwa dem 6. Jahrh. v. Chr. angehören sollen, vorkommt, selten ist. Bei Watsch und St. Margarethen wurden bis jetzt nur wenige Exemplare gefunden. Nur in den Gräbern von Zirknitz kam sie zahlreicher vor. Nach Montelius soll die Spiralfibel, die sich unter den Bronzen von Olympia namentlich in der grossen aus 4 Drahtspiralen zusammengesetzten Form findet, eine specifisch griechische Form sein.

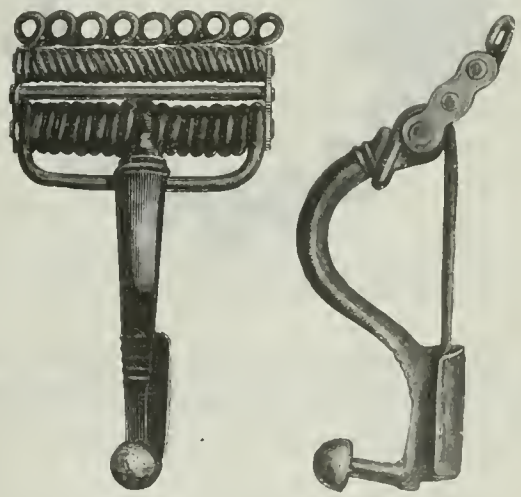
Sehr häufig ist dagegen wieder an allen krainerischen Fundorten die Schlangenfibel in den mannigfaltigen Abänderungen, wie sie von Villanova und den jüngeren umbrischen Gräbern der *Certosa* (Sepolcri Umbri, periodo ultimo) neben den Bogenfibeln bekannt sind. Wohl mehr als hundert Exemplare haben die jüngsten Ausgrabungen geliefert.

Ebenso häufig haben wir aber an den krainerischen Fundorten auch die in den etruskischen Gräbern der Certosa vorkommende „*Certosa*-Fibel" mit kürzerem, am Ende nach der Seite des Bügels umgebogenen und in einem Knopf endendem Fuss. Bruchstücke von geradezu riesigen Exemplaren dieser charakteristischen Form wurden bei St. Michael unweit Lueg in Krain gefunden (im Besitze von Fürst Windischgrätz).

Eine weitere Form, die in Watsch und St. Margarethen ziemlich häufig ist, ist die Thierfibel, deren Bogen durch eine Thierfigur und zwar meist einen Hund, der jagt, gebildet ist. Das Fussstück trägt bei einzelnen ganz erhaltenen Exemplaren auf der Nadelscheide einen kleinen Vogel, gegen den der Hund mit weit aufsperrtem Maul gerichtet ist. Analoge Fibeln sind auch in Hallstatt gefunden und in Italien von Marzabotto, Corneto, sowie von Suessola bei Neapel u. a. O. bekannt.

Ziemlich selten ist die bereits von Hallstatt und aus Südwestdeutschland (Fürstengräber von Hundersingen, Ludwigsburg u. s. w.) bekannte kleine Paukenfibel mit einer hohlen Halbkugel in Form einer Pauke, die Rolle breit wie bei den Armbrustfibeln. Da diese Form bisher in Italien nicht nachgewiesen wurde, so müssen wir sie wieder als ein Product einer nicht italischen Fabrikation ansehen.

Fig. 17.



Armbrustähnliche T-Fibel von Watsch.

Ebenso verhält es sich wahrscheinlich mit den ältesten vorrömischen Armbrustfibeln oder T-Fibeln, die in Watsch und St. Margarethen ziemlich zahlreich und in sehr schönen und mannigfaltig verzierten Arten vorkommen. Ich bilde ein Exemplar aus der Sammlung des Fürsten Windischgrätz ab (Fig. 17). Das Fussstück ist in der Regel nach aufwärts gebogen und endet in einem Knopf, wie bei den *Certosa*-Fibeln. Ich rechne hieher auch die oben erwähnte und abgebildete leierförmige Fibel von Watsch (Fig. 10, pag. 7). Da diese Fibeln auch in Hallstatt, in Süddeutschland und in der Schweiz vorkommen, in Italien aber sehr selten sind (sie werden von der Certosa von Bologna erwähnt), so haben wir auch in dieser Form ein einheimisches

Erzeugniss zu erkennen. Freilich kommen ähnliche Formen auch unter den Bronzen von Olympia und am Kaukasus vor.[1]

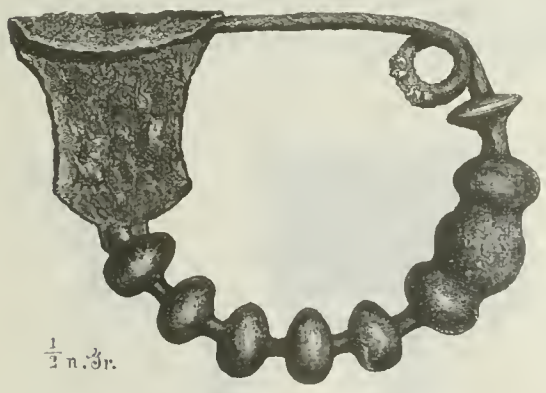
Auch Formen, welche der charakteristischen Form der La Tène-Fibeln wenigstens sehr nahe kommen, finden sich an den krainerischen Fundorten,[2] dahin gehört die oben (pag. 6, Fig. 7) abgebildete zierliche kleine Fibel von Watsch, die in ihrer Form den geschlossenen Achter der la Tènefibeln zeigt, und mit ähnlichen bei Hallstatt, St. Marein und St. Margarethen gefundenen Fibeln von diesem Typus als Vorläufer derjenigen im Allgemeinen noch vorrömischen Culturperiode betrachtet werden kann, der La Tène-Periode, die gegenüber der Hallstätter-Periode als die jüngere (die letzten Jahrhunderte v. Chr. umfassend) gilt und auch ein wesentlich anderes Culturgebiet umfasst. (Vgl. diesbezüglich die späteren Auseinandersetzungen.) Ich ziehe aus diesen Fibelformen keinen anderen Schluss, als dass der charakteristischen Form der La Tène-Fibel eben diese jüngeren Formen der Hallstatt-Cultur vorangingen.

Die krainerischen Fundorte gaben bisher keinerlei Anhaltspunkte, die Ansicht von Dr. Tischler, dass die Reihenfolge, in welcher wir die bezeichneten Fibelformen aufgeführt haben, zugleich die chronologische Ordnung derselben von den älteren bis zu den jüngeren Formen repräsentirt, zu bestätigen oder zu bekräftigen.

Sämmtliche Formen kommen in den Gräbern von Watsch und St. Margarethen, in welchen sich bis jetzt ein Altersunterschied nicht sicher erkennen lässt, neben einander vor und bezeichnend ist namentlich die Thatsache, dass in einem und demselben Hügelgrab von St. Margarethen (Tumulus III von Gradeine, ausgegraben 1880) mit Ausnahme der Hallstätter-Spiralfibel und der *Certosa*-Fibel alle übrigen beschriebenen Fibelformen (halbkreisförmige, kahnförmige Fibel, Schlangenfibel, Thierfibel, Paukenfibel und Armbrustfibel) neben einander gefunden wurden. Dies ist derselbe Tumulus, in welchem der merkwürdige, früher besprochene Schüsselhelm ausgegraben wurde.

Ich möchte daher in den verschiedenen Formen der Fibeln weniger ältere und jüngere Stadien einer fortlaufenden Entwicklungsfolge, als auf örtlich verschiedenen Gebieten durch besondere Geschmacksrichtungen entstandene Lokalformen sehen, die jedoch durch den Handel auch eine grössere Verbreitung gefunden haben. Jedenfalls waren die meisten Formen der beschriebenen Fibeln durch eine lange Periode hindurch gleichzeitig neben einander im Gebrauch.

Fig. 18.



$\frac{1}{2}$ n. Gr.

Knotenfibel von Watsch, durch Guss reparirt.

Dass die Bronzetechnik in den österreichischen Alpenländern allgemein verbreitet und einheimisch war, beweisen auch die vielen reparirten Bronzeobjecte, die sich vorfinden. Gebrochene Bronzebügel von Fibeln, gebrochene Arm- und Fussringe sind durch Guss auf's vollkommenste wieder hergestellt, ebenso gebrochene Gürtelhaken oder Gürtelbleche durch Nietung. Das Hofmuseum besitzt von Watsch und St. Magarethen zahlreiche solche Stücke. Ich bilde hier (Fig. 18) als Beispiel eine durch Guss an der verdickten Stelle rechts reparirte Knotenfibel von Watsch ab.

Es würde mich zu weit führen, das ganze Inventar der krainerischen Gräberfunde in dieser vergleichenden Weise zu besprechen; wohl aber möchte ich der Verbreitung der Gräberfelder aus der Hallstätter-Periode in

---

[1] Bayern, die Ausgrabungen der alten Gräber bei Mzchet. Zeitschr. für Ethnologie IV. Taf. 12.

[2] Fibeln vom La Tène-artigen Typus, aber mit langer Spirale, besitzt das Landesmuseum in Laibach von folgenden Fundorten: Planina, 1 kleine eiserne und 1 bronzene Fibel mit abgebrochenem Nadeltheil; Grosslup bei St. Marein, 4 bronzene Fibeln sehr schön erhalten, eine davon mit kahnförmigem Bügel: sie wurde am Rande eines Tumulus gefunden, in dessen Mitte in einer sehr grossen Urne aus Bronzeblech eine grosse geknotete halbkreisförmige Fibel, mit 2 grossen Armringen daran angehängt lag.

unseren Alpen und in Oberitalien, sowie dem allgemeinen Charakter dieser Gräber noch einige Betrachtungen widmen, um daraus dann die sich ergebenden Schlussfolgerungen zu ziehen.

Leider ist man bei früheren Ausgrabungen wenig wissenschaftlich vorgegangen, und hat fast ohne jede Kritik die Funde entweder für keltisch, etruskisch oder römisch erklärt, Fundobjecte von den verschiedensten Localitäten und Perioden, indem man die Sammlungen fast ausschliesslich nach den Gegenständen ordnete, ohne genaue Etikettirung durch einander gemengt, so dass ich mich fast nur an die Ergebnisse neuester Forschungen und Ausgrabungen halten kann.

Von grösster Wichtigkeit für die Verbreitung der Hallstatt-Cultur in unseren Alpen sind die neuesten Ausgrabungen in Steiermark vom Jahre 1882, in der Umgebung von Wies in den östlichen Ausläufern der Koralpe, westlich von der Südbahnstation Leibnitz, bekannt durch zahlreiche römische Funde (das Flavium solvense der Römer). Herr Bergdirector V. Radimsky in Wies hat sich durch den Nachweis von nahezu 1000 Grabhügeln im Gebiete der Schwarzen und Weissen Sulm und der Saggau ausserordentliche Verdienste erworben.[1] Die durch die prähistorische Commission der kais. Akademie der Wissenschaften und die anthropologischen Gesellschaften von Wien und Graz im Sommer 1882 veranlassten Ausgrabungen einer grösseren Anzahl dieser Grabhügel (gegen 150) haben gezeigt, dass dieselben zwei verschiedenen, aber unmittelbar auf einander folgenden Perioden angehören. Der Hallstätter-Periode gehört die grosse Nekropole mit nahezu 500 Grabhügeln an, deren Mittelpunkt der Purgstall bei Gleinstetten ist. Die Gräber sind zwar lange nicht so reich, wie diejenigen von Hallstatt, Watsch und St. Margarethen, und durchaus Brandgräber, aber die Thongefässe, Bronzen (Fibeln, lange Nadeln etc.) und Eisengegenstände (Lanzenspitzen, Paalstäbe, Messer) stimmen aufs vollkommenste mit den Formen aus den genannten Gräberfeldern überein. Ebenso gehören der Hallstätter-Periode die reichen Funde aus dem Hartnermichel-Kogel, Grebinz-Kogel und Stieber-Kogel bei dem benachbarten Orte Klein-Glein[2] an, welche schon in den Jahren 1844, 1856 und 1860 gemacht wurden und zum grössten Theile im Joanneum in Graz aufbewahrt sind.

Der Grebinz-Kogel, ein Grabhügel von 9 Meter Höhe und 145 Schritt im Umfang, enthielt unter einem Steinaufwurf, der 40 Fuhren Steine lieferte, einen ausserordentlichen Reichthum an Thongefässen, Bronzen und Eisengegenständen neben 3 kleinen Goldblättchen. Die Bronzen allein hatten ein Gesammtgewicht von 26 Pfund, darunter ein Panzer aus getriebenem Bronzeblech mit abgesondertem Brust- und Rückenstück, Kessel, Schüssel, Henkelschalen, Armringe, Fibeln, Seiher aus Bronze; Kelte, Lanzenspitzen, Schwertbruchstücke, Pferdetrensen aus Eisen; Thongefässe mit Stierköpfen, bemalte Gefässe mit geometrischen Ornamenten. Im Stieber-Kogel wurden unter Anderem drei Bronze-Schilde mit getriebenen Ornamenten und Klapperblechen, und die bekannten zwei Hände aus Bronzeblech, sowie zwei Bronzegürtel; im Hartnermichel-Kogel ebenfalls ein Bronzepanzer, Bruchstücke eines Bronzeschwertes, Paalstäbe aus Bronze u. s. w. gefunden. Sämmtliche Funde tragen übereinstimmend den Charakter der Hallstätter-Periode.

Bemerkenswerth ist, dass in diesen grossen Tumuli durchwegs Steinaufschüttungen mit einer Kammer im Innern enthalten waren, wie solche auch in den Gräbern von Villanova bei Bologna beobachtet wurden, von welchen später die Rede sein wird.

Die Grabhügel der jüngeren Periode zeigen in ihrem Inhalt entschieden römischen Einfluss: auf der Töpferscheibe gedrehte Thongefässe, mehrere mit dem Namen „Valens" bezeichnet, Gläser, römische Fibeln (stets paarweise), römische Münzen (Hadrian, Marc Aurel, Faustina junior 147—175 nach Chr.) und keinerlei Waffen.

Wichtig ist nun, dass gewisse Gruppen von Grabkegeln dieser Gegend, wie z. B. die Tumuli im Hartl bei Mantrach den unmittelbaren Übergang der älteren Periode in die jüngere darstellen. Sie enthalten neben den

---

[1] V. Radimsky, Die prähistorischen Denkmale der Umgebung von Wies. Mitth. d. Anthrop. Ges. in Wien, Bd. XIII, 1883.

[2] Mittheilungen des historischen Vereins für Steiermark, Heft VI, VII und X.

der Hallstätter-Periode entsprechenden Thongefässen auch solche, welche schon die Formen der gedrehten römischen Gefässe ziemlich genau nachahmen, aber noch aus freier Hand gemacht sind. Die vorkommenden Bronzen sind bereits vollkommen römisch, Glasgefässe fehlen aber noch.[1]

Auch das von den Herren Prof. Dr. Alphons Müllner[2] und Graf Gundaker Wurmbrand[3] beschriebene Urnenfeld von Mariarast scheint mit dem grössten Theile seiner Gräber in die Hallstätter-Periode, mit einigen Gräbern aber bereits in die durch die Mantracher Tumuli repräsentirte Übergangsperiode zu gehören. So erklären sich einerseits die den Watscher und St. Margarethener Funden ganz gleichen Thongefässe (Urnen, Schalen) und Bronzen (Spiralfibeln, Bogenfibeln, grosse Nadeln, Armringe etc.) und andererseits die den beginnenden römischen Einfluss zeigenden Krüge, Dreifusssschalen und Fibeln. Neuerdings wurden auch bei Lichtenwald unweit Cilli an der Grenze gegen Krain einige Grabhügel geöffnet, die zahlreiche Urnen mit Leichenbrand enthielten, über die aber weiter noch nichts bekannt ist. Der Helme von Negau, welche der Hallstätter-Periode angehören, habe ich schon oben gedacht, und der Plattenwagen von Strettweg bei Judenburg (1851 gefunden), einer der bedeutensten Funde aus dieser Periode, ist allgemein bekannt.

Verhältnissmässig wenige, sicher aus der Hallstätter-Periode stammende Gräberfunde sind bis jetzt in Kärnten gemacht. Mit aller Wahrscheinlichkeit gehören hieher die Grabhügel auf der Dornbacher Alpe nächst Gmünd in Oberkärnten, von welchen mehrere im Jahre 1865 geöffnet wurden,[4] ferner die Grabhügel auf der Napoleonshöhe bei Warmbad-Villach, über welche Graf Gundaker Wurmbrand und Dr. Felix v. Luschan berichtet haben,[5] endlich die Gräber bei Tscherberg, von welchen 1876 eines von dem Werksbeamten Florian Ehleitner geöffnet wurde. In diesem Grabe wurden nebst anderen Gegenständen ein Kessel und ein schön erhaltenes Schwert aus Bronze gefunden, welche in dem Museum des Geschichtsvereines zu Klagenfurt aufbewahrt sind.

Reicher scheint Tirol zu sein. Ein Urnenfeld aus der Hallstätter-Periode (oder eigentlich richtiger ein Urnenhügel) wurde schon 1844 am Fusse des Schlosses Sonnenburg, drei Stunden nördlich von Matrei aufgedeckt; 1845 erfolgte die Entdeckung des Urnenfeldes von Matrei mit den oben erwähnten Gefässfragmenten aus Bronze mit getriebenen figuralen Darstellungen, und neuerdings wurden von Prof. Dr. Friedrich Wieser in Innsbruck in der Nähe dieser Stadt zwei Urnenfriedhöfe aus der Hallstätter-Periode zum Theile aufgedeckt und ausgebeutet; der eine bei Völs wurde bei der Anlage eines Bahn-Einschnittes entdeckt (1881) und ergab nebst zahlreichen Thongefässen mit Leichenbrand, auch eine Menge interessanter Beigaben, darunter zwei Gefässe aus dünn gewalztem Bronzeblech (das eine mit Linienornamenten, das andere mit ringsumlaufenden Kreisen aus kleinen getriebenen Buckeln). Der zweite Urnenfriedhof bei Hötting ist derselbe, auf dem schon 1864 Dr. Schönherr und 1874 Prof. Schuler Ausgrabungen veranstaltet haben und von dem ein weiterer Theil nun auch von Prof. Wieser aufgedeckt wurde, ohne dass derselbe jedoch schon nach seinem ganzen Umfang untersucht wäre. Die Funde wurden sämmtlich dem Landesmuseum zu Innsbruck einverleibt.

Es unterliegt keinem Zweifel, dass die nächsten Jahre noch viele neue Entdeckungen bringen werden, da man jetzt erst anfängt, diesen prähistorischen Begräbnissstätten eine grössere Aufmerksamkeit zu schenken, dieselben wissenschaftlicher auszubeuten und auch die charakterische Keramik derselben zu sammeln. Allein schon die bisherigen Funde ergeben, dass die Alpen während der Hallstätter-Periode eine zahlreiche, durch Jahrhunderte an denselben Orten ansässig gewesene, Ackerbau und Viehzucht und mannigfaltige Gewerbe treibende Bevölkerung hatten, die überall dieselbe Cultur an sich trug und mit wenigen localen Abweichungen an denselben Sitten und Gebräuchen festhielt, soweit sich diese aus dem Inhalt der alten Begräbnissstätten erkennen lassen.

---

[1] Vergl. Mitth. der Anthropol. Gesellsch. in Wien. XII. Bd. 1882 S. 176—178.

[2] Mittheilungen der k. k. Central-Commision für Erhaltung der Baudenkmäler 1875.

[3] Archiv für Anthropologie. Bd. XI.

[4] Carinthia 1866. S. 61—65.

[5] Mittheilungen der Anthropolog. Gesellsch. in Wien II. 1872 S. 7 und 10. und Carinthia 1871. S. 285—292.

Auch aus dem entferntesten Südosten des österreichischen Gebietes kann ich noch einen interessanten Fund aus der Hallstätter-Periode anführen, ich meine den von mir in den Mittheilungen der anthropologischen Gesellschaft zu Wien (X. Band, 1881) beschriebenen Fund aus einem Hügelgrab bei Glasinac in Bosnien, dessen Hauptstück ein vollständig erhaltener kleiner vierräderiger Kesselwagen aus Bronze mit Vogelfiguren ist.[1]

Fassen wir die charakteristischen Merkmale der Gräberstätten aus der Hallstätter-Periode in den österreichischen Alpen zusammen, wie sie sich aus den berühmten Funden an der zuerst entdeckten Gräberstätte auf dem Hallstätter Salzberg und aus den in den letzten Jahren erforschten Gräberstätten in Kärnten, Steiermark, Krain und Tirol ergeben, so lässt sich etwa Folgendes sagen. Die Gräber sind theils Hügel-, theils Flachgräber; theils Brandgräber, theils Skeletgräber. Der Leichenbrand, in den meisten Fällen rein, aber nicht selten auch mit Kohle oder Asche gemengt, wurde entweder einfach auf den Boden des Grabes (wie in Hallstatt) gelegt oder in thönernen Urnen (Bronzegefässe mit Leichenbrand sind selten) aufbewahrt. Die Urne, welche die Reste der gebrannten Gebeine einschliesst (ossuarium), zeichnet sich in der Regel schon durch ihre Grösse vor den kleineren Beigefässen aus, sie ist in den meisten Fällen mit einer umgestürzten Schale aus Thon (bisweilen auch aus Bronze) bedeckt.

Die Urnen wurden in geringer Tiefe, oft in einer einfachen Erdaushölung, in welche die Reste des Scheiterhaufens geschüttet wurden (Watsch), in anderen Fällen in einer aus Steinplatten bestehenden Steinkiste oder einer Steinsetzung von Geröll beigesetzt, ebenso die Leichname; sehr häufig schützt eine grössere Steinplatte, die über das Grab gelegt wurde, dasselbe. Die Urnengräber liegen oft dichtgedrängt und bilden ganze Urnenfriedhöfe oder Urnenhügel (Watsch, Sonnenburg); die Grabhügel (Tumuli) enthalten entweder nur ein Grab oder sie erscheinen als Familiengräber, die durch längere Zeit benützt wurden (St. Margarethen). Den Verstorbenen wurde das Werthvollste von ihrem Besitze mit in's Grab gegeben, Geräthe, Werkzeug, Schmuck, Waffen; diese Gegenstände wurden entweder auf oder um das Knochenhäufchen der Brandreste gelegt, oder in die Graburne. Die Leichen, welche nicht verbrannt wurden, wurden in voller Kleidung bestattet.

Die Thongefässe sind alle aus freier Hand, aber sehr schön und sorgfältig gearbeitet, schwach gebrannt, schwarz, braun oder roth. Die Formen sind ausserordentlich mannigfaltig (Urnen, Töpfe, Krüge, Schüsseln, Schalen) und zeigen auf den einzelnen Grabstätten trotz der allgemeinen Übereinstimmung viele charakteristische Verschiedenheiten. Die Verzierung besteht aus mannigfaltig angebrachten Knoten, Wülsten, halbmond-, stierkopf- und hörnerähnlichen Ansätzen, sowie aus geometrischen, eingedrückten und eingeritzten Ornamenten, welche vielfach an die getriebenen Ornamente der Bronzegefässe erinnern. Mäander und Hakenkreuz kommen vor, sind aber aber ebenso selten, wie die mit schwarzen Bändern und geometrischen Figuren auf rothem Grunde bemalten Vasen. Häufiger sind durch Graphit geschwärzte oder mit Graphitverzierungen versehene rothe und braune Gefässe. Mit Thier- oder Menschenfiguren bemalte Vasen nach Art der oben erwähnten ältesten griechischen Thongefässe kommen nicht vor.

Bronze und Eisen kommt in den Gräbern der Hallstätter-Periode gleich häufig vor, nur sind die Eisengegenstände wegen ihrer schlechten Erhaltung früher seltener gesammelt und aufbewahrt worden. Gold ist selten (Golddrähte und dünnes Goldblech zur Plattirung von Bronzegegenständen), Blei noch seltener.

Von Steinwerkzeugen finden sich hauptsächlich Schleifsteine, Steinhämmer sind sehr selten; Beinschnitzereien dagegen häufig, ebenso Schmuck aus Bernsteinperlen und aus einfärbigen oder bunten Glasperlen.

Im Übrigen ist das ausserordentlich reiche Inventar an Funden aus den Gräbern der Hallstätter-Periode durch die Beschreibung des Gräberfeldes von Hallstatt von Baron Sacken so allgemein bekannt, dass ich nicht weiter darauf einzugehen brauche.

---

[1] Nach Undset (das erste Auftreten des Eisens in Nord-Europa S. 197) wurde kürzlich bei Corneto in Etrurien ein Wagen gefunden, welcher in der Form dem von Glasinac völlig gleicht; derselbe, noch nicht publizirt, befindet sich im Museum zu Corneto. Bekanntlich ist Corneto gerade der merkwürdige Fundort, wo ein altes Grab mit Erzeugnissen der Hallstätter-Periode (oder nach der Sprache der italienischen Archäologen vom Villanova-Typus) gefunden wurde. (Siehe weiter unten.)

Baron Sacken (Hallstatt, S. 132—143) hat auch in der eingehendsten Weise alle Momente hervorgehoben, welche die Hallstätter Funde nur als einen Zweig der einst in ganz Mitteleuropa verbreiteten Bronzecultur, und die Bronzetechnik als Gemeingut der ganzen mitteleuropäischen Völkergruppe, einschliesslich Italiens, erscheinen lassen. Ebenso hat Baron Sacken die Wahrscheinlichkeit und Möglichkeit nachgewiesen, dass an der Herstellung der in den Alpen und diesseits der Alpen gefundenen Bronzen sich die nördlichen Völker direct betheiligt haben. Nichts destoweniger betrachtet er, der früher herrschenden Ansicht gemäss, gerade die ausgezeichnetsten und vorzugsweise charakteristischen Erzeugnisse der Hallstatt-Cultur, die kunstvoll genieteten und getriebenen Bronzegefässe, die Helme, die Bogenfibeln u. s. w. als importirte Erzeugnisse etruskischen Ursprunges.[1] Wie wenig wahrscheinlich diese Ansicht ist, und dass gerade die Gegenstände von archaischem Charakter am wenigsten auf Etrurien hindeuten, glaube ich schon oben bei der Besprechung der Situlen, der Helme, und der Fibeln nachgewiesen zu haben.[2] Nichts destoweniger muss ich auf diese Streitfrage hier noch näher eingehen.

Schon A. Conze hat in den oben erwähnten Abhandlungen, gestützt auf die eingehendsten archäologischen Untersuchungen, mit Nachdruck die von vielen deutschen Forschern, namentlich von Lindenschmit, Genthe u. A. vertheidigte Zurückführung der grossen Masse nordischer Bronzearbeiten und des gesammten Styls ihrer Ornamentik auf etruskischen Ursprung für unrichtig erklärt. Die überwiegende Menge der transalpinischen und alpinischen Bronzearbeiten hält Conze für Erzeugnisse, welche in Material, Technik und Formengebung von der Kunstweise der Mittelmeerländer und ihrer Culturvölker, seien es Phönikier, Griechen, Etrusker oder Römer, völlig unabhängig sind. Nichts destoweniger galten auch ihm noch gewisse Funde von Hallstatt, Grächwyl in der Schweiz, Dürckheim in der Pfalz, Nidda in Oberhessen, Lüneburg u. s. w., auf welche ich alsbald zu sprechen kommen werde, für sicher etruskischen Ursprungs, Funde, bezüglich welcher heute ganz andere Ansichten sich geltend machen.

Ich kann mich hier nicht einlassen auf die Frage von der Herkunft der Etrusker, aber nach ihrer Niederlassung in Italien sind sie das merkwürdige Volk, bei welchem, durch die geographische Lage und durch den Handelsverkehr begünstigt, alle Kunstströmungen zusammenlaufen, bei welchen sich daher auch die grösste Mischung aller Kunststyle findet, so dass es kaum ein Erzeugniss der prähistorischen Metalltechnik gibt, zu dem sich nicht ein Analogon unter den Funden in Etrurien nachweisen liesse. Daher die frühere Geneigtheit, Alles für etruskisch zu erklären und zwar nicht blos alles Dasjenige, was in Etrurien selbst gefunden wurde und nicht römisch war, sondern auch alles Dasjenige, was ausserhalb Etrurien, in Italien, in Mittel- und selbst in Nordeuropa gefunden wurde und sich nur irgendwie mit etrurischen Funden vergleichen liess. Die richtige Deutung so vieler Funde in Mitteleuropa und in Oberitalien ist daher durch die archäologische Literatur aufs äusserste erschwert, da der früher herrschenden Ansicht gemäss fast jeder irgendwie hervorragende vorrömische Fund ohne weitere Kritik in den Original-Abhandlungen als etruskisch beschrieben wurde. Als dann durch die fortschreitende Forschung neue Gesichtspunkte massgebend wurden, wurde diese Ansicht wohl in vielen Fällen geändert und corrigirt, die Verwirrung aber, die durch die Bezeichnung „etruskisch“ und „altetruskisch“ hervorgebracht wurde, ist nichtsdestoweniger geblieben.

---

[1] Sacken a. a. O. S. 138: „Für viele unserer Erzgeräthe finden wir nicht nur schlagende Parallelen, sondern auch ihre Vorbilder in italischen Gräbern und wir können durch eine Reihe von prachtvollen Fundgegenständen unläugbar etruskischer Arbeit (?) die Verbreitung solcher Erzeugnisse durch Tirol (besonders die Funde Matrei, die Schweiz, Steiermark (Helme von Negau, Funde von Klein-Glein) Kärnten u. s. w. verfolgen“. „Sämmtliche entschieden etruskische Gegenstände tragen einen archaischen Charakter an sich.“ (?)

[2] Ich darf mich hier wohl auch auf das Urtheil eines so erfahrenen Archäologen berufen, wie Herr Th. Bleil-Tüngen, der mir schreibt: „Ich pflichte Punkt für Punkt Ihren Ansichten bei. Die Helme von St. Magarethen und Watsch, sowie alle ähnlichen Helme sind einheimische Erzeugnisse. Waren aber die Kelten zur Herstellung solcher vortrefflichen Arbeiten befähigt, warum sollten sie nicht auch die übrigen Waffen und Gegenstände des Gebrauches und Schmuckes, die wir in ihren Gräbern finden, selbst erzeugt haben. Die noch immer, besonders in Deutschland sehr verbreitete Ansicht, dass alle Gegenstände der Bronzezeit, mit Ausnahme etwa von sehr ungeschickt hergestellten, etruskische oder italische Einfuhrartikel gewesen wären, ist geradezu unbegreiflich.“

Nach dem heutigen Stande der Forschung muss man vor Allem die Erzeugnisse der einheimischen, specifisch etruskischen Kunst und Industrie, wie sie erst im 5. Jahrhunderte v. Chr. zu selbständiger Blüthe sich entwickelt hat, — und nur auf diese sollte man die Bezeichnung „etruskisch" anwenden — unterscheiden von den Kunsterzeugnissen, welche in Etrurien in Gräbern gefunden wurden, die älter sind als das 5. Jahrhundert. Die etruskischen Gräber von Caere, Corneto, Präneste, Chiusi u. s. w. aus dem 7. u. 6. Jahrhundert v. Chr. sind nach den Forschungen der Archäologen Fundstätten von Gegenständen aus den verschiedensten Fabrikationscentren: aus Ägypten, Phönikien, Kypern, Rhodus, Griechenland, Norditalien (oder überhaupt aus dem Norden). Alle vor das 5. Jahrhundert fallenden Bronzen Etruriens werden mit alleiniger Ausnahme solcher, welche mit altitalischen, mittel- und nordeuropäischen übereinstimmen, heute für phönikischen oder griechischen Import angesehen. (Furtwängler, Bronzen aus Olympia, S. 74.)

Der ägyptisch-assyrische Styl der kyprischen Kunstwerke und der assyrisch-lykische Styl der rhodischen Kunstwerke wurde den Etruskern schon im 7. und 6. Jahrhundert v. Chr. durch phönikischen und griechischen Handel vermittelt, welchem die etrurischen Hafenstädte Caere und Corneto, sowie Präneste, wo die wichtigsten der hieher gehörigen Funde gemacht wurden, leicht zugänglich waren.[1]

Scheidet man demnach aus der Gesammtmasse der etruskischen Funde aus der älteren Periode vor dem 5. Jahrhunderte v. Chr. Alles, was den Culturkreisen der östlichen Mittelmeervölker und der vorderasiatischen Völker angehört, aus, so bleiben noch jene Erzeugnisse übrig, welche mit solchen der mittel- und nordeuropäischen Culturgebiete übereinstimmen, und gerade diese Erzeugnisse sind es, deren Übereinstimmung mit den nordischen man durch die so lange beliebte Hypothese von dem Massenexport von Bronzen aus Etrurien nach dem Norden zu erklären suchte. Heute bezeichnet man diese Producte als altetruskisch, voretruskisch oder altitalisch. Wir werden aber sehen, dass diese altitalische Kunst nichts anderes ist, als die mitteleuropäische Kunst der Hallstätter-Periode in der ersten Hälfte des ersten Jahrtausends v. Chr., und es ist keineswegs eine gewagte Annahme, wenn wir sagen, dass die Etrusker diese Kunstübung als ältestes Kunstkapital aus ihren ursprünglich alpinen Wohnsitzen von Norden nach Italien mitgebracht haben. Bei dieser Anschauung verliert natürlich die Hypothese von dem Massenexport etruskischer Waaren nach dem Norden jede Haltbarkeit. Aber auch die etruskische Herkunft vieler Einzelfunde, welche man noch bis in die letzten Jahre für sicher etruskisch hielt, ist mehr und mehr zweifelhaft geworden, namentlich seit der Entdeckung der Bronzen von Olympia, durch welche eine altgriechische Bronzetechnik und Kunstübung bekannt geworden ist, deren Styl mit der altitalischen und mit der Hallstätter-Kunst vollständig übereinstimmt, und welche einer Periode (8. bis 5. Jahrhundert v. Chr.) angehören, in welcher in Griechenland ebenso wie in Oberitalien und in den Alpen auch die Bearbeitung des Eisens längst bekannt war.

Durch die Entdeckung der Bronzen aus Olympia ist daher die griechische Herkunft mancher Funde in Mitteleuropa weit wahrscheinlicher geworden, als der früher angenommene etruskische Ursprung.[2] Der Weg,

---

[1] Julius Langbehn (Flügelgestalten der ältesten griechischen Kunst, 1881. S. 204) sagt in dieser Beziehung: „Wie man aus der Gesammtmasse der sogenannten etruskischen Monumente die „altitalischen" ausschied (Brunn, Annali 1866. p. 410), so muss man jetzt neben den kyprischen auch die rhodischen ausscheiden; in dem Grab Regulini Galassi zu Caere sind alle drei Richtungen neben einander vertreten. Die viel umstrittene Frage nach dem Ursprung der frühesten etruskischen Kunst führt also, soweit fremder Einfluss in Betracht kommt, einerseits über Kypros nach dem inneren, andererseits über Rhodos nach dem vorderen Asien."

[2] Ich will nur einige Beispiele erwähnen. Die bekannte, in einem Grabhügel bei Grächwyl in der Schweiz gefundene Bronzehydria mit ihrem reichverzierten Henkel wurde von A. Jahn („Etruskische Alterthümer, gefunden in der Schweiz" Mitth. der Antiq. Gesellschaft zu Zürich, VII. 5. 1852) als etruskisch beschrieben und auch bei Lindenschmit ist der Henkel dieses Gefässes (II. 5. 2. 2. Alterth.) unter den „etruskischen Bildwerken diesseits der Alpen" abgebildet. Ja selbst Conze erklärt gerade dieses Stück für sicher etruskisch. Dagegen sagt Furtwängler (Bronzefunde aus der Olympia, S. 68), dass diese Bronzehydria nicht das geringste specifisch Etruskische zeige, sondern in allem Detail mit altgriechischen Bronzen übereinstimme, ein griechisches Werk aus dem 6. Jahrhundert sei. Dasselbe dürfte wohl auch von dem auf derselben Tafel bei Lindenschmit (Fig. 1.) abgebildeten Henkel von Borsdorf bei Nidda, der zwei nackte Ringer darstellt, gelten und von der berühmten Vase von Dürkheim (Lindenschmit, Alterthümer II. 2. 2.), die Conze gleichfalls als sicher etruskisch anführt, aber, wie ich mir denke, nach den Bronzefunden von Olympia heute wohl auch für griechischen Ursprungs halten wird. Und warum soll nicht auch das Bronzebecken mit den drei Greifenköpfen zwischen den Henkelringen

auf welchem diese griechischen Erzeugnisse nach Mitteleuropa gekommen sind, war aber gewiss nicht der Seeweg über Italien, sondern der Landweg über die Balkan- und die Donau-Länder.

Hätten die Etrusker einen so bedeutenden Exporthandel getrieben, wie man gewöhnlich annimmt, so wäre es wohl unerklärlich, warum dieser Export nur nach Norden und nicht ebenso nach Osten stattgefunden hat, und speciell nach Griechenland, mit dem die Etrusker ja im lebhaftesten Verkehr standen. Aber in dieser Beziehung sagt Furtwängler (a. a. o. S. 74), „dass der Export nach Griechenland von Etrurien nur in geringem Masse stattgefunden haben kann, lehren die Funde, die bis jetzt noch keine etruskische Bronze auf griechischem Boden gebracht haben."

Zur weiteren Aufklärung der etruskischen Frage haben wir noch die ältesten Gräber auf italischem Boden, welche den Gräbern der Hallstätter-Periode in den Alpen entsprechen, in den Kreis unserer Betrachtungen zu ziehen, und das Verhältniss, in welchem die altitalische Kunst zur Hallstatt-Cultur, und beide zur nordischen Bronzecultur stehen, näher zu erläutern.

Derjenige Typus von Gräbern auf italischem Boden welcher entschieden und einzig und allein den alpinen Gräberstätten der Hallstätter-Periode ganz entspricht, ist jener der Gräber von Villanova südlich von Bologna, welche 1853 vom Grafen Gozzadini entdeckt und erforscht wurden. Es sind Leichenbrandgräber mit Urnen, welche den Leichenbrand enthalten, und Skeletgräber, ohne dass ein chronologischer Unterschied zwischen Urnen- und Skeletgräbern bemerkbar wäre. Bei Villanova sind nach Gozzadini die Urnengräber reichlicher ausgestattet als die Skeletgräber, ähnlich wie in Hallstatt, was jedoch in Watsch das umgekehrte zu sein scheint. Die Urnen und Vasen sind aus freier Hand gearbeitet, roth und schwarz, in der Regel mit einer Schale bedeckt, in ihren mannigfaltigen Formen vielfach übereinstimmend mit den Graburnen von Watsch, St. Margarethen, Purgstall u. s. w., aber im Allgemeinen reicher mit geometrischen Figuren verziert, während die Thongefässe aus den alpinen Gräbern einfacher gehalten sind, und in dieser Beziehung vielfach an die Thongefässe der italischen Terramare erinnern. Die Schalen mit den charakteristischen hohen Henkeln z. B., welche über den Rand des Gefässes emporragen und in einen Halbmond oder zwei seitliche Zacken oder Hörner (Olla ornata, Ansa lunata, semilunata und cornuta bei Coppi, Monografia ed iconografia della Terramara di Gorzano, Modena 1871) auslaufen,[1] aus den Terramaren von Grotta del Farneto, Villa Bossi, Rastellino, Pragatto u. s. w. im Museo Civico zu Bologna sind vollkommen identisch mit solchen von Watsch, St. Margarethen, Purgstall u. s. w. Dagegen stimmen die Fibeln von Villanova, die eisernen Äxte, Messer, Ringe, der Bernstein- und Glasschmuck vollständig mit den Vorkommnissen der krainerischen Fundorte.[2] Graf Conestabile setzt in Übereinstimmung mit den meisten italienischen Archäologen die Gräber von Villanova in das 9.—10. Jahrh. v. Chr.

Urnenfriedhöfe vom Villanova-Typus sind in Italien nördlich vom Apennin weitverbreitet und kommen auch, wiewohl seltener, noch südlich des Apennin vor. Es gehören hieher, um nur einige der wichtigsten zu erwähnen, die euganeische Gruppe bei Padua, dann westlich davon Golasecca, Sesto Calende, Bovolone

---

aus einem Grabhügel bei Lüneburg (Lindenschmit, Alterth. II. 3. 5. 1.), welches Furtwängler noch für sicher etruskisch hält, griechischen Ursprungs sein, da ja doch der Greif ein von der griechischen Kunst schon frühe aufgenommenes Lieblingsthier der „orientalischen Decoration" ist?

Die griechische Herkunft einzelner Funde in Mitteleuropa lässt sich wenigstens weit sicherer nachweisen, als die etruskische Herkunft. Ich erinnere in dieser Beziehung nur an die bemalten Thongefässe vom Ostenfelde bei Straubing in Baiern (Lindenschmit, Alterth. III. 7. 3, 4, 5, 6.), die nach Furtwängler derjenigen der korintischen vorangehenden altgriechischen Gattung angehören, welche selbst in Italien die älteste des griechischen Importes ist, an die bemalte Urne von Tägerswilen im Canton Thurgau in der Schweiz (ebenda III. 7. 1.) und an die zwei griechischen Schalen aus dem Grabhügel von Klein-Aspergle in Württemberg (ebenda. III. 12. 6.).

[1] Ich stimme Wolfg. Helbig (Die Italiker in der Poebene) vollständig bei, wenn er sagt: S. 19. „Die phantasievollen Versuche, welche gemacht worden sind, um dieser Form von Henkeln eine tiefe symbolische Bedeutung unterzuschieben, dürfen bei dem gegenwärtigen Stande der Forschung unberücksichtigt bleiben. Die Form erklärt sich hinlänglich aus dem Streben, ein festes und bequemes Anfassen des Henkels zu ermöglichen."

[2] Auffallend ist nur, dass die Rasirmesser aus Bronze, welche so häufig in den Gräbern von Villanova vorkommen, in den Alpen sich sehr selten finden; sie fehlen aber nach Chantre ebenso den gleichaltrigen, der Hallstätter-Periode angehörigen Gräbern des Jura, der Schweiz und der Franch-Comté, während sie in den Hügelgräbern von Burgund wieder sehr häufig sind.

und Povegliano bei Verona, Bismantova und Pietole vecchio bei Mantua, Crespellano bei Bologna und die ältesten, sogenannten umbrischen Gräber der Certosa bei Bologna, sowie die anstossenden alten Friedhöfe Arnoaldi, Benacci u. s. w. Südlich des Apennin im mittleren Italien zeigt das reiche im Berliner Museum befindliche Grab von Corneto in Etrurien Gefässe vom Villanova-Typus, halbkreisförmige und kahnförmige Fibeln, Schlangenfibeln u. s. w. Weiter gehören hieher wahrscheinlich die Gräber von Valentano und Narni im Albaner Gebirge, von Poggio-Renzo bei Chiusi in Etrurien u. s. w.

Die Gräber von Marzabotto bei Bologna dagegen zeigen schon entschieden den Charakter der vorgeschrittenen prachtliebenden etruskischen Kunst, bemalte griechische Vasen, Statuetten in Bronze gegossen und dann ciselirt, Spiegel, kunstvoll gearbeiteten Goldschmuck, steinerne Grabstelen mit Reliefdarstellungen u. s. w., ebenso wie die Skeletgräber der Certosa von Bologna, welche ohne Zweifel der Friedhof der etruskischen Stadt Felsina sind, wo die Herrschaft der Etrusker 396 v. Chr. durch die keltischen Bojer gebrochen und das etruskische Felsina unter dem Namen Bononia der Vorort der neuen Eroberer des Landes wurde.

Graf Gozzadini, der Entdecker der Villanovagräber, bezeichnete diese anfangs als etruskisch, gab aber später selbst zu, dass dies keine glückliche Bezeichnung sei. Einige Archäologen haben daher die Bezeichnung proto-etruskisch oder paläo-etruskisch vorgeschlagen und dabei, wie Undset in der Einleitung seines epochemachenden Werkes „Über das erste Auftreten des Eisens in Nordeuropa“ (S. 8 und 9) auseinandersetzt, an jene uralte Zeit gedacht, als das etruskische Volk von Norden her aus den Gebirgen kommend sich über die Poebene ausbreitete und dem Einfluss der griechischen Cultur noch nicht unterworfen war. Mehrere Forscher haben sie für voretruskisch erklärt, älter als die Zeit der Einwanderung der Etrusker, und die Pelasger, Ligurer und Umbrer damit in Verbindung gebracht. Am unverfänglichsten erscheint Undset die Bezeichnung altitalisch, weil damit keine ethnologische Bezeichnung ausgesprochen ist.

Nach den italienischen Archäologen gehört die altitalische Cultur einer Periode an, welche der Blüthezeit der etruskischen Kunst weit vorangeht. Conestabile versetzt, wie bereits erwähnt, die Funde von Villanova ins 9.—10. Jahrh. v. Chr. Derselben Periode, der ältesten Eisenzeit, sollen die sogenannten umbrischen Gräber der Certosa bei Bologna angehören, während die Terramare der Emilia und der Lombardei für noch älter gehalten und der eigentlichen Bronzezeit zugerechnet werden. Ich habe schon oben erwähnt, dass die Thongefässe der alpinen Fundorte vielfach mehr mit jenen der Terramare übereinstimmen, als mit den reicher verzierten Gefässen des Villanovatypus.[1] Übrigens scheint der Culturzustand der Bewohner der Terramare nicht sehr wesentlich verschieden gewesen zu sein von jenem, der uns aus den Gräbern von Villanova und ihren Parallelen entgegentritt. Selbst Gozzadini weist bei Besprechung der Gräber von Povegliano bei Verona darauf hin, dass sie von einer Bevölkerung herrühren, welche Kunst und Gebräuche mit der Bevölkerung der Terramare und der Pfahlbauten in den oberitalienischen Seen gemeinschaftlich hatten, welche aber ihre Todten mit vielen kostbaren Beigaben begruben. Ebenso erinnert Pigorini bezüglich der Urnen von Bovolone bei Verona an die Urnenreste aus den Terramare. Vielleicht erklärt sich mancher Unterschied zwischen den Funden der Terramare und der ältesten Urnengräber auch daraus, dass die Terramare eben nur die werthlosen Abfälle auf den alten Wohnplätzen der Italiker enthalten, während diese ihren Todten in die Gräber das Beste und Werthvollste mitgaben und die Graburnen besonders reich ausstatteten.

Übrigens stammen nach Helbig (Die Italiker in der Poebene, 1879, S. 7) auch die Niederlassungen der Terramare (Pfahldörfer auf trockenem Boden) aus verschiedenen Zeiten. Weitaus die Mehrzahl soll einer und derselben uralten Periode angehören, welche das Eisen und das Schmieden noch nicht kannte und in der Metallarbeit auf eine primitive Bronzegussarbeit beschränkt war. Eine geringere Anzahl soll dagegen aus einer jüngeren Periode stammen, die das Eisen verwerthete und die Metalle zu schmieden verstand. Diese letzteren

[1] Die Ornamentik der Urnen von Villanova, in der Mäander und das Hakenkreuz eine grosse Rolle spielen, erinnert an die oben (S. 17) erwähnten ältesten sogenannten arischen oder pelasgischen Vasen geometrischen Styles, welche Conze beschrieben hat, und die auf griechischem Boden, wie wir gesehen haben, gleichfalls bis in die vorhistorische Zeit zurückreichen.

dürfte man dann also in die Villanovazeit oder in unsere Hallstätter-Periode versetzen. Beide sollen nicht von Ligurern, sondern von Italikern d. h. Umbrern gegründet sein, die ersteren während der ältesten Periode ihrer Ansässigkeit auf der Apenninhalbinsel. Ausserdem enthalten aber nach Helbig einzelne Terramare eine zweifache Culturschichte, indem sich über einer der sogenannten Bronzezeit angehörigen Wohnstätte in späterer Zeit eine vorgeschrittenere Bevölkerung ansiedelte, die nach Helbig (a. a. O. S. 28) aus den Fundgegenständen zweifellos als eine etruskische erkannt ist. Da aber in diesen Terramare gerade dasjenige Stadium, welches das Zwischenglied zwischen den unteren und oberen Schichten bildet (die Villanova-Cultur oder unsere Hallstatt-Cultur) vermisst wird, so lässt dies darauf schliessen, dass die etruskischen Ansiedlungen, von denen die obersten Schichten herrühren sollen, erst gegründet wurden, nachdem die Entwicklung, welche in den darunter liegenden Pfahldörfern statthatte, bereits lange Zeit zu Ende gegangen war.

Wenn somit das Alter der ältesten Gräber in Oberitalien nach den neueren Ansichten der italienischen Archäologen bis an den Anfang des ersten Jahrtausendes v. Chr. zurückzuversetzen ist, so müssen wir dies wohl auch für die analogen ältesten Gräber der Hallstätter-Periode in den Alpen thun. Die Consequenz davon ist aber, dass wir dann der Hallstätter-Culturperiode in unseren Alpen die lange Dauer von wenigstens 1000 Jahren zuerkennen müssen. Wenn aber diese Culturperiode das ganze Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung umfasst, so hat sie lange vor der specifisch etruskischen Culturentwicklung begonnen, und ohne von derselben wesentlich beeinflusst worden zu sein, dieselbe auch überdauert. In der Schweiz, im südwestlichen Deutschland, in Böhmen, am Rhein, in Ungarn u. s. w. wird die Hallstatt-Cultur in den letzten Jahrhunderten v. Chr. abgelöst von der sogenannten La Tène-Cultur („late-celtic" der englischen Archäologen), einer jüngeren Cultur, deren Hauptträger die Gallier gewesen zu sein scheinen und mit einem Verbreitungsgebiet, das im Allgemeinen das Culturgebiet der Hallstätter-Periode vom Westen über Norden bis nach Osten in einem grossen Bogen umschliesst.[1] In den österreichischen Alpen kennen wir aber bis jetzt wenigstens noch keine Gräberfelder aus der La Tène-Periode, wenngleich einzelne Funde den Charakter dieser Periode an sich zu tragen scheinen.[2]

Alle Gräber, die in unseren Alpen jünger sind, als jene, welche wir der Hallstätter-Culturperiode zuweisen müssen, zeigen schon den entschiedensten römischen Einfluss und gehören den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung an. Das drückt sich am deutlichsten in den jüngeren Hügelgräbern der Umgegend von Wies in Steiermark, sowie in dem Urnenfriedhof von Mariarast in Steiermark aus, wie ich schon oben erwähnt habe. (S. 35.) Wir kennen also noch keine Gräber in den österreichischen Alpen, deren Inhalt auf eine Culturperiode hinweisen würde, die sich zwischen die Hallstätter-Periode und die römische Periode der ersten Jahrhunderte n. Chr. einschalten liesse, wohl aber Gräber, deren Inhalt den unmittelbaren Übergang der einen Periode in die andere darstellt.

Auch haben wir bis jetzt keine Anhaltspunkte, oder irgend sichere Kennzeichen, nach welchen die Hallstätter-Periode, wie es von manchen Seiten versucht wird, in eine ältere und jüngere oder in noch weitere Unterabtheilungen eingetheilt werden könnte, etwa entsprechend der chronologischen Reihenfolge, welche die italienischen Archäologen aufstellen, wenn sie den Terramare der Bronzezeit eine ältere Eisenzeit folgen lassen, die sogenannte umbrische Periode, die sie wieder in eine periodo archaico, periodo posteriore und periodo ultimo eintheilen, der dann erst die etruskische Periode sich anschliesst, die wieder in eine ältere und jüngere zerfällt, um endlich mit der Periode der sogenannten gallischen d. h. bojischen Gräber in Italien abzuschliessen.

[1] Über die Verbreitung der La Tène-Cultur vergl. Undset, Das erste Auftreten des Eisens in Nord-Europa. 1882. S. 21 u. s. w.

[2] Über einzelne Funde, welche dieser Periode zugeschrieben werden, wie das von Sacken in den „Mittheil. der k. k. Centralcommision (1875 l. l.) beschriebene merkwürdige Schwert von Hallstatt, das übrigens Sacken selbst für etruskisch hält, kann man verschiedener Ansicht sein. Das Skeletgrab von Hallein, welches F. Heger im fünften Bericht der prähistorischen Commission Nr. 4, 1882), beschrieben hat, enthielt allerdings fünf Fibeln vom La Tène-Typus, die völlig identisch sind mit den Fibeln aus dem grossen Depotfund in der Riesenquelle bei Dux in Böhmen. Allein der Fund von Hallein ergab auch das charakteristische grosse eiserne Haumesser von Hallstatt, so dass man in diesem Fund eher eine Mischung der Hallstätter- und La Tène-Cultur erkennen kann.

Nach unserer Ansicht umfasst die Hallstätter-Periode unserer Alpen der Zeit nach alle diese wohl schwer von einander zu trennenden Perioden und wenn eine solche Unterabtheilung für die alpinen Funde nicht möglich ist, so liegt der Grund dafür vielleicht darin, dass im Alpengebiet die Cultur durch diese lange Periode sich viel mehr gleichgeblieben ist, als im Süden, wo aus ihr unter fremden Einflüssen verschiedene Entwicklungen, vor allem die Entwicklung der specifischen etruskischen Kunst, hervorgegangen sind, mit anderen Worten, dass im Alpengebiet der archaische Charakter der Hallstatt-Cultur sich bis zur Zeit der Ausdehnung der Römerherrschaft über die Alpen ziemlich stabil und unverändert erhalten hat.

Hier muss ich aber auch die noch keineswegs befriedigend beantwortete Frage berühren, in welcher Beziehung die Hallstätter-Periode als älteste Eisenzeit zur sogenannten Bronzezeit steht, welche ihr nach der Ansicht der meisten Archäologen vorangegangen sein soll.

Eine Bronzezeit von längerer Dauer, als eine scharf charakterisirte besondere Culturperiode, scheint mir, soweit ich mich in dieser schwierigen Frage orientiren konnte, eigentlich nur für den Norden Europa's sicher nachgewiesen zu sein, während gegen Süden, schon in Mitteleuropa und noch mehr im Gebiet der Mittelmeerländer, eine reine Bronzezeit immer mehr fraglich wird. In den österreichischen Alpen — soviel, glaube ich, lässt sich jetzt schon mit Sicherheit sagen — kommen Gräber, welche auf eine Periode reiner Bronzecultur hindeuten würden, welche der Hallstätter-Periode vorangegangen wäre, nicht vor. Die Hallstatt-Cultur schliesst sich unmittelbar an die Culturperiode der Pfahlbauten in den österreichischen Seen an. In wieweit die Annahme eines, wenn auch nur kurz andauernden Kupferzeitalters für gewisse Gebiete der österreichischen Alpen, wie man ein solches namentlich für die ungarischen Länder aus den Funden von kupfernen Hämmern, Äxten, Dolchen, Messern u. s. w. in diesen Gegenden schliessen wollte, gerechtfertigt ist, lasse ich dahingestellt.

Die reich entfaltete und zu einer selbstständigen Entwicklung gelangte Bronzecultur Nordeuropas aber leiten die nordischen Archäologen bekanntlich vom Süden, und zwar aus Mitteleuropa her. „Aus den Ländern zwischen Ungarn und der Schweiz", sagt Sophus Müller, („Die nordische Bronzezeit" 1878, S. 2) ist die Cultur, welche das Bronzealter kennzeichnet, über Deutschland nach dem Norden gedrungen". Hier hat sich diese Cultur, indem die südlichen Vorbilder im Norden eine mannigfaltige Umbildung und weitere Entwicklung erfuhren, zu einem selbstständigen Culturkreis entwickelt, der Norddeutschland und Skandinavien umfasst. Bei der specielleren Betrachtung der Beziehungen der nordischen Bronzecultur zu Mitteleuropa sagt dann Sophus Müller, gestützt auf die Autorität der bedeutendsten nordischen Archäologen (S. 122—125 a. a. O.) weiter:

„Die Mehrzahl der nach Norden importirten Gegenstände lässt sich mit Sicherheit nicht weiter südlich als bis Mitteleuropa verfolgen. Aus Italien und Griechenland dürften in der Bronzezeit nur einzelne Sachen den Weg nach dem hohen Norden gefunden haben, wie auch nur wenige Züge auf Beziehungen zu Frankreich und den britischen Inseln hinweisen. Die Versuche, das nordische Bronzealter direct oder mittelbar von der etruskischen Cultur abzuleiten, dürfte desshalb jeder sicheren Grundlage ermangeln. Ganz abgesehen davon, dass die nordische Bronzecultur nachweislich auf nichtetruskischer Grundlage beruht, findet man in Skandinavien vielleicht kein einziges Stück, welches mit Sicherheit der etruskischen Cultur zugeschrieben werden kann."

Woher anders soll nun, wenn sich die Sache so verhält, die nordische Bronzecultur ihren Anstoss erhalten haben, als von der altmitteleuropäischen Cultur der Hallstätter-Periode, von der wir dasselbe sagen mussten, was Sophus Müller von der nordischen Bronzecultur sagt, dass sie nämlich unabhängig ist von der klassischen griechischen und etruskischen Cultur, dass aber ihrem Culturkreis sowohl die altgriechische (archaische), als auch die altitalische Kunst angehören.

Einer der Wege, auf welchem die Hallstatt-Cultur schon frühzeitig auf den Norden Einfluss übte, geht über Mähren nach Schlesien und Posen. Im Westen bildet die Rhein-Weser-Linie einen zweiten natürlichen Verkehrsweg zwischen dem mittleren und nördlichen Europa. Auf beiden Wegen gelangten nicht blos zahlreiche Producte der Bronzeindustrie, sondern auch der Eisenindustrie aus der Hallstattgruppe schon frühzeitig nach dem Norden.[1]

[1] „Die ältesten Eisensachen, die in Nord-Europa in grösserer Anzahl und in charakteristischen Formen auftreten, weisen auf die in Mitteleuropa herrschende Hallstätter-Cultur zurück und sind wahrscheinlich von dort importirt." Undset a. a. O. S. 332.

Aber das Eisen scheint keinen günstigen Boden gefunden zu haben, trotzdem sich die Verbindungen mit dem Süden während der ganzen Dauer der Bronzezeit erhalten haben. Die Typen, auf welche sich die nordischen Bronzealterformen als Vorbilder zurückführen lassen, sind Typen der Hallstätter-Cultur, wie namentlich Undset bis in's Einzelne nachweist.[1] Die unmittelbare und engste Verwandtschaft beider Culturkreise zeigt sich auch in den übereinstimmenden Begräbnissgebräuchen. In beiden Culturkreisen kommen Anfangs die Leichenbestattung und Leichenverbrennung neben einander vor, in beiden Culturkreisen scheint die Leichenverbrennung allmälig der häufigere und endlich der fast ausschliessliche Gebrauch geworden sein.

Auch in der Zeit ihrer Herrschaft decken sich beide Culturen. Um den Zeitpunkt des Beginnes der nordischen Bronzezeit zu bestimmen, sagt Sophus Müller, müssen wir über alle Funde hinausgehen, welche das Gepräge einer Beeinflussung der griechisch-italischen Welt tragen, hinweg über die Spuren etruskischer Cultur. Der darüber hinausliegende Zeitraum muss zwischen 1000 und 500 v. Chr. gesetzt werden. Nach einer Herrschaft von mindestens 500 Jahren, welche in den südlichen Gegenden der nordischen Gruppe früher begann, als im Norden, wich das nordische Bronzealter einem starken Einflusse und erlosch. Danach kann die Bronzezeit in der ganzen nordischen Gruppe, Norddeutschland einbegriffen, eine Dauer von circa 1000 Jahren gehabt haben. Das ist aber dieselbe Zeitdauer, nämlich das erste Jahrtausend v. Chr., die wir auch für die Hallstätter-Periode in Anspruch zu nehmen uns veranlasst sahen.

Jener starke Einfluss, dem die nordische Bronzecultur allmälig erlag, war aber die mitteleuropäische Eisencultur der la Tène-Periode,[2] die in den letzten zwei Jahrhunderten vor unserer Zeitrechnung, sich über ganz Norddeutschland ausbreitete und bis in das skandinavische Gebiet eindrang, gefolgt von der römischen Cultur, die sich über die Alpen ergoss und alsbald auch im Norden sich fühlbar machte[3] und im Laufe des ersten Jahrhunderts n. Chr. ihrerseits wieder die auf der la Tène-Cultur beruhende Eisencultur verdrängte.

So komme ich also zu dem Resultate, dass die Hallstätter-Culturperiode und die Periode der nordischen Bronzezeit gleichzeitige Entwicklungen in der Cultur der europäischen Völker darstellen und in dieselbe

---

[1] Undset rechnet hieher die Schilder, Schwerter, Bänder von Bronzeblech mit gepunzten Ornamenten, die Henkelschalen und Bronzegefässe verschiedener Art mit doppelt kreuzförmigen Henkelansätzen, die cylindrischen gerippten Cisten, die Situlen, die Ringe aus getriebenem Bronzeblech, die brillenförmigen Fibeln u. s. w.

[2] „Wo in den Funden das Eisen allmälig die alten Bronzen verdrängt und neue Formen an deren Stelle treten, wo das neue Metall eine solche Bedeutung erlangt, dass es die Periode, in der es zur Erscheinung kommt, als eine Eisenzeit kennzeichnet, da sind es mit Ausnahme der Verhältnisse in Posen, Schlesien, Einflüsse der La Tène-Cultur, die diese Veränderung bewirken." Undset a. a. O. S. 337. und weiter S. 341. „Die ersten Eisensachen empfängt Nord-Deutschland durch Einfluss der Hallstätter Cultur und der mit dieser zusammenhängenden südlichen Eisenculturgruppe. Zu einer eigentlichen Eisenzeit wurde indessen nur im Osten dadurch der Grund gelegt. Der la Tène-Cultur, dieser jüngeren mittel-europäischen und vorrömischen Eisenaltergruppe, war es vorbehalten, durch ihre Einwirkungen die Eisenzeit in Nord-Deutschland zu begründen. Im wesentlichen hat die neue Cultur sich also von Süden nach Norden ausgebreitet."

[3] Warum der allgemeine Gebrauch des Eisens, das ja doch im Norden durch den Handel längst bekannt war, nicht schon früher, während der Blütezeit der Hallstatt-Cultur, nach dem Norden Eingang fand, ist eine noch ungelöste Frage.

„Wir stehen hier vor einem der seltsamsten und der dunkelsten Punkte in der Vorgeschichte des nördlichen Europas eine lange Zeit, wo Einwirkungen einer südlichen Eisencultur sich geltend machen, wo in den Funden verschiedene Bronzefabrikate aus jener Eisencultur zu Tage kommen, aber trotzdem das Eisen keine Aufnahme gefunden zu haben scheint. Der Norden empfing seine Bronze wahrscheinlich aus Ländern oder über Länder, wo bereits eine entwickelte Eisencultur herrschte, aber er hielt seinerseits bis weiter fest an der reinen Bronzezeit. Wir finden in dieser Bronzeculturgruppe zahlreiche Spuren von einer stattgehabten Beinflussung durch die Hallstätter Cultur." „Es kann kaum zweifelhaft sein, dass die Völker der östlichen Bronzeculturgruppe vielfach Gelegenheit hatten mit dem Eisen in Berührung zu treten, und dessen ungeachtet deuten die Funde nicht darauf hin, dass sie es sich angeeignet und Nutzen aus demselben gezogen haben. Man könnte geltend machen, dass die dürftigen Gräber- und Depotfunde nur ein ziemlich unvollständiges und einseitiges Bild von der Cultur jenes Volkes und jener Zeit zu geben vermögen, dass aus dem Grunde die Vermuthung berechtigt sei, dass man auch in jener Periode im täglichen Leben eisernes Geräth gekannt und benützt habe, wiewohl in den Funden aus jener Zeit sich nichts davon erhalten hat; da müsste man denn annehmen, dass besondere Sitten oder Vorstellungen heischten, dass nur Bronzegeräth sowohl in den Gräbern niedergelegt werde, als in den zur Ausstattung für das Leben im Jenseits vergrabenen sog. Depotfunden, die oft einen abgeschlossenen Charakter offenbaren, indem sie bestimmte Serien von Gegenständen enthalten. Eine eigentliche Stütze für diese Vermuthung findet sich indessen nicht, und die technische Herrichtung der Bronzen scheint nicht darauf hinzudeuten, dass Eisen oder Stahl bei deren Anfertigung gebraucht worden. Wie überall in der nordischen Bronzewelt ist der Guss die vorherrschende Arbeitsmethode." (Undset a. a. O. S. 234—235).

grosse Periode fallen, während welcher sich bei den Mittelmeervölkern die Entwicklung zu der classischen Kunst der Hellenen, Etrusker und Römer vollzog. Der mitteleuropäische Culturkreis der Hallstatt-Cultur und der Culturkreis der nordischen Bronzezeit berühren sich ohne scharfe Grenze in Mitteldeutschland und stehen in ungleich engerer Beziehung zu einander, als der Culturkreis der Mittelmeervölker zu jenem Mitteleuropa's.

Überblicken wir zum Schlusse die gewonnenen Resultate. Der Begriff der Hallstatt-Cultur hat sich uns erweitert zu dem Begriffe einer arischen Cultur, welche ihren Ausdruck in einer bereits hochentwickelten Metalltechnik in Bronze und Eisen, und in einem selbstständigen, nur mit wenigen dem orientalisch-asiatischen Culturkreis der semitischen Völker entnommenen Kunstelementen vermischten Kunststyl findet. Diese Cultur war Gemeingut aller arischen Völker in Mitteleuropa. Sie erstreckte sich von den Alpenländern einerseits über ganz Oberitalien und in einzelnen Ausläufern selbst bis nach Mittelitalien, anderseits beherrschte sie das Donaugebiet, das südliche und südwestliche Böhmen, Theile von Mähren und Schlesien, Südwestdeutschland (Württemberg, Baden und Baiern), die Schweiz und grosse Gebiete von Frankreich bis zu den Pyrenäen,[1] im Osten aber reichte sie bis in die Balkanländer, nach Griechenland und bis in den Kaukasus und nach Kleinasien. Der Hallstätter-Culturkreis umfasst somit ganz Mitteleuropa, und wir müssen ihn als mitteleuropäischen Culturkreis bezeichnen.

Die Hallstatt-Cultur hat nichts gemeinsam mit der specifisch etruskischen Cultur, d. h. mit jener Kunst, welche auf italienischem Boden durch orientalische, ägyptische, phönikische und besonders griechische Einflüsse um die Mitte des Jahrtausends v. Chr. eine so bewunderungswürdige und glänzende Meisterschaft in der Keramik und Metallindustrie erreichte, ebensowenig als mit der classischen griechischen oder römischen Cultur. Sie trägt diesen jüngeren und weiter vorgeschrittenen Culturen gegenüber einen archaischen, oder wie die Kunsthistoriker so gerne sagen, barbarischen Charakter an sich, begreift aber in sich die altgriechische und altitalische Cultur, und schliesst sich aufs engste an die gleichzeitige Cultur der nordischen Bronzezeit an, welche als ein coordinirtes Glied einer allgemein europäischen Culturbewegung erscheint, deren Anfänge bis weit in das zweite Jahrtausend v. Chr. zurückreichen.

Nachdem die frühere Ansicht von dem grossen Einfluss der etruskischen Cultur auf die alpinen Gebiete oder von dem Massentransport etruskischer Erzeugnisse nach dem Norden sich als unhaltbar erwiesen hat, so fragt es sich, ob die ältere sogenannte umbrische oder altitalische Cultur diesen Einfluss ausgeübt hat. Nach den angeführten Thatsachen müssen wir auch diese Frage verneinen. Die altitalische Cultur gehört entschieden der Culturperiode und dem Culturkreis von Hallstatt an, allein der Schwerpunkt der Entwicklung dieser speciellen Gruppe scheint uns ganz und gar nördlich in die Alpengebiete zu fallen, von wo ja auch zuerst die Umbrer, dann die Etrusker[2] und endlich die keltischen Bojer in die Poebene herabgestiegen sein sollen, und wo die wichtigsten Fundorte liegen, wo sich endlich diese Cultur am längsten unverändert erhalten hat. Nach Undset (a. a. O. S. 12) einigen sich die italienischen Archäologen jetzt wohl in der Ansicht, dass die in den Terramare und in den Pfahlbauten der Poebene auftretende Bronze-Cultur von Norden oder Nordosten her eingeführt ist. Warum nicht auch die Bronze- und Eisencultur der Hallstätter-Periode, da ja die von Norden nach Süden herabfluthenden Züge nördlicher Bergvölker einen Grundzug der Geschichte des ersten Jahr-

---

[1] Vergl. Undset a. a. O. S. 17—21. Besonders wichtig für diese Periode in Frankreich ist das grosse Werk von E. Chantre: Études paleoethnologiques dans le Bassin du Rhone. Première age du fer. Nécropoles et Tumulus. Lyon 1880. Im Jura, in der Franche-Comté, in Burgund, Savoyen, der Dauphiné, der Provence, im Rhonebassin sind nach Chantre Grabhügel in grosser Anzahl verbreitet, welche die Reste der Hallstatt-Cultur bergen. Ja diese Cultur zeigt sich noch in den grossen Nekropolen der Marne und der Pyrenäen.

[2] Es wird ja von den Historikern gegenwärtig ziemlich allgemein angenommen, dass die Etrusker nichts anderes sind, als die Rasener, und dass diese vom Südfuss der rhätischen Alpen her in Oberitalien eingebrochen sind, und die Umbrer verdrängt haben. Nach K. O. Müller soll die rasenische Besitznahme Oberitaliens und die eigentliche Constituirung des etruskischen Volkes, das aus der Mischung mit den unterworfenen gräko-italischen und umbrischen Volkselementen hervorging, 290 Jahre vor Rom (1043 v. Chr.) stattgefunden haben.

tausends v. Chr. ausmachen.[1] Ich stimme daher Helbig vollkommen bei, wenn er sagt (a. a. O., S. 7): „bereits in einem vorgeschrittenenStadium der Cultur, in welchem sie von der Entwicklung, welche die Fibula, die Kenntniss des Schmiedens und andere Fortschritte einführte, ergriffen waren, treten Italiker wie Etrusker die Wanderung über den Apennin an, und gründeten die ersten Niederlassungen auf der Westseite des Gebirges." Diese vorgeschrittene Cultur ist eben keine andere als die Hallstatt-Cultur, welche sie schon ursprünglich aus ihren nördlichen Wohnsitzen mitgebracht, oder in ihrer weiteren Entwicklung durch den fortdauernden Verkehr mit den nördlichen Völkern erhalten hatten. Daher erklärt sich auch die Thatsache, dass die Cultur der Italiker und Etrusker, bevor das etruskische Kunsthandwerk eine besondere deutlich erkennbare Physiognomie annahm, eine Entwicklung, die wohl nicht viel über das 5. Jahrhundert v. Chr. hinaufreicht, im wesentlichen übereinstimmt. Beide hatten die alt-mitteleuropäische Cultur gemeinsam. Was die Hallstatt-Cultur mit den Etruskern gemeinschaftlich hat, ist daher nicht etruskisches Culturkapital, sondern gerade die umgekehrte Auffassung entspricht den Thatsachen.

Die Anfänge der Hallstatt-Cultur müssen wir in das zweite Jahrtausend v. Chr. zurückversetzen; den Höhepunkt ihrer Entwicklung erreicht sie in der ersten Hälfte des ersten Jahrtausends, am deutlichsten in den Ostalpen und Oberitalien, und ihre längste Dauer hat sie im österreichischen Alpengebiet, wo sie erst gegen das Ende des Jahrtausends v. Chr. vom Norden her durch die La Tène-Cultur der „Kelto-Germanen und Kelto-Gallier" und von Süden her durch die Cultur der Römer zur Zeit des römischen Kaiserreiches allmälig verdrängt wird.[2]

In dem weiten Gebiet der alt-mitteleuropäischen Cultur lassen sich allerdings viele einzelne coordinirte Gruppen mit gewissen hervorragenden Eigenthümlichkeiten, welche den andern fehlen, sowohl in der Metalltechnik, wie namentlich in der Keramik, erkennen und unterscheiden; nichts destoweniger war die Cultur im Allgemeinen eine einheitliche, ebenso wie die moderne europäische Cultur. So ausgedehnt und lebendig der Verkehr aller Völker, die diesem mitteleuropäischen Culturkreis angehört haben, unter sich und mit den Völkern der benachbarten Culturgebiete gewesen sein mag, so dürfen wir doch nicht einen Ort oder eine Gegend innerhalb jenes Culturkreises als den ausschliesslichen Erzeugungsort der Bronze- oder Eisenwaaren annehmen, ebenso wenig als wir für die keramischen Producte oder für die Glas- und Bernsteinerzeugnisse besondere Fabriksorte bezeichnen können. Die Kunst der Metalltechnik war ohne Zweifel eine über das ganze Gebiet gleichmässig verbreitete, wenn auch an einzelnen Orten einzelne Künstler sich besonders hervorgethan haben mögen, und der oder jener Zweig dieser Technik eine besondere Vollendung erreicht haben mag. Nicht blos unsere Watscher- und Hallstätter-Fibeln sind autochthones, einheimisches Product, sondern auch unsere Helme, Cisten und Situlen und wir haben den Fabriksort unserer Bronze- und Eisensachen nirgends anderswo, als bei den alpinen Völkern zu suchen, in deren Gräbern wir sie finden, wenn auch noch so viele Formen vorkommen, die mit den Producten der gleichzeitigen altitalischen und altgriechischen Völker übereinstimmen.

Wo der Ursprung dieser mitteleuropäischen oder arischen Cultur zu suchen ist, ob in Europa oder in Asien, diese Frage hängt zusammen mit der Frage der Herkunft der arischen Völker überhaupt. Ehe diese Frage durch die Historiker und Ethnologen in überzeugender Weise gelöst ist, wird es ein vergebliches Bemühen

---

[1] „Auf die Italiker (Umbrer) sagt Helbig (a. a. O. S. 122) folgten die Etrusker, auf die Etrusker die Kelten und zwar die letzteren in verschiedenen stossweise auf einander folgenden Zügen. Alle diese Völker brachten bei ihrer Einwanderung die Sitten mit, welche ihnen in ihren nördlichen Sitzen eigenthümlich gewesen waren. Auch fand, wenigstens seitdem in der Poebene die industrielle Entwicklung begonnen hat, für welche, abgesehen von anderen Fortschritten, die Ausbildung einer mit geometrischen Elementen thätigen Decoration bezeichnend ist, lange Zeit hindurch ein nicht unerheblicher Verkehr mit den jenseits der Alpen gelegenen Ländern statt. Demnach waren alle Verhältnisse dazu angethan, um gerade hier allerlei mitteleuropäische Eigenthümlichkeiten zu erhalten und der Poebene gewissermassen eine Mittelstellung anzuweisen zwischen den von classischer Cultur durchdrungenen Theilen Italiens und den barbarischen Ländern des Nordens."

[2] „Nach Undset (S. 342. a. a. O.) war die „Hallstätter Cultur möglicherweise grossentheils, die la Tène-Cultur ohne Zweifel in ihrer Gesammtheit keltischen Völkern eigen, während die Bewohner Norddeutschlands schon in der Bronzezeit dieselben waren, die wir später unter dem Namen Germanen kennen lernen."

sein, das Centrum ermitteln zu wollen, von welchem die arische Kunstübung sich über Europa verbreitete, und zu den verschiedenen Gliedern und Gruppen entwickelt hat, welche wir kennen gelernt haben.

Als die Träger dieser Cultur dürfen wir nach allem bisher Gesagten daher auch nicht ein einziges besonderes Volk betrachten, sondern alle jene arischen Völker und Stämme, um nicht den Namen „Kelten" zu gebrauchen, welche in den letzten zwei Jahrtausenden v. Chr. Mitteleuropa bewohnt haben. In den Alpen waren es, so weit wir Namen für die Völker dieser Periode haben, Taurisker, Noriker, Rhätier oder Rasener (der rhäto-etruskische Stamm in Tirol), im Süden Japygier (Illyrer, Pelasger), Umbrer (oder Ombriker), Etrusker (Tyrrhener), Veneter, Euganeer u. s. w., im Osten Skordisker, Thrako-Phrygier, Skythen, Hellenen, Geten, im Norden Bojer und Senonen, im Nordwesten keltische Kymren und Gälen, im Westen keltische Vindelicier, Helvetier u. s. f.

Es ist die Aufgabe des Historikers, die Herkunft aller dieser Völker und Stämme, ihre alten Wohnsitze, Wanderungen und Verschiebungen nachzuweisen und uns dadurch den Weg zu zeigen, auf welchem sie die Kenntniss der Bearbeitung der Metalle erhalten haben, die sie zur Zeit, als sie in Mitteleuropa angesiedelt waren, bereits alle besessen haben.

Anhang.

Schädel eines Kriegers,

aus einem Skeletgrabe von Watsch, gefunden mit einem Helme aus Bronze, und zwei Waffen, einer Lanze und einem Hohlkelt aus Eisen. 1881. (Vergl. S. 21). Inv. der anthrop.-ethnogr. Abth. des k. k. naturhist. Hofmuseums. D. 3458.

Notiz von **J. Szombathy**, Assistent am k. k. naturhist. Hofmuseum.

Der Schädel sitzt mit seiner Basis fest auf einem Klumpen von lehmigem Dolomitgrus auf, mit welchem das Grab ausgefüllt war. In diesem Klumpen sind auch noch einige Halswirbel eingeschlossen. Die Basis scheint eingedrückt zu sein, das Schädeldach ist längs der Sutura sagittalis geborsten, so dass sich die Parietalia um a. 7^{mm} von einander entfernt haben. Die Region des Oberkiefers ist ebenfalls ein wenig verdrückt.

Die ziemlich reich gezähnten Nähte sind noch durchwegs offen, das Gebiss ist noch wenig abgenützt und zeigt den 3. Molar eben im Durchbruche begriffen. Demnach gehört der Schädel einem jungen Manne an. Im Ganzen betrachtet ist er sehr schön entwickelt und sehr geräumig.

Die Stirne ist breit und voll entwickelt, gleichmässig gewölbt, die Arci supraciliares sind ziemlich stark hervortretend.

Die beiden Scheitelbeine sind ebenfalls gleichmässig gewölbt und zeigen nur im hinteren Drittel der Sutura sagittalis eine geringe Depression.

In der Norma lateralis bildet daher die Scheitellinie einen ziemlich gleichmässigen, nur in der Nähe des Bregma etwas abgeflachten und über dem Lambda unmerklich eingedrückten Bogen.

Die grösste Breite liegt ziemlich weit vorne, im 6. Zehntel der Länge, so dass der Schädelumfang in der Norma verticalis nahezu eine Ellipse bildet.

Der Längenbreiten-Index ist unter Berücksichtigung des Umstandes, dass die Scheitelbeine sich posthum um 7^{mm} von einander entfernten = 79·6. Der Schädel ist also mesocephal.

Die Höhenmasse können wegen der oberwähnten Störungen nicht genommen werden. Aus demselben Grunde sind auch die hier benützten Gesichtsmaasse nicht ganz genau.

Das Gesicht ist entschieden orthognath und chamaeprosop, mit chamaekonchen Augenhöhlen, schmaler Nasenwurzel und schmalrückiger, mässig vorspringender Nase. Die Zähne sind dem Proc. alveol. senkrecht eingepflanzt und bilden gleichmässige halbkreisähnliche Bögen.

Der Unterkiefer ist kräftig entwickelt, breit, mit breitem Kinn und stark hervortretendem Angular-Theil.

Die wichtigsten Maasse dieses Schädels sind folgende:

Grösste Länge (von der Glabella	187^{mm}
„ Breite, direct gemessen	156
„ „ richtig gestellt	149
Kleinste Stirnbreite	99
Grösste „	128
Horizontalumfang	534
Frontalbogen	131
Parietalbogen	134
Gesichtshöhe	112
Obergesichtshöhe	66
Jochbreite	138
Höhe der Nase	52
Breite der Nasenscheidewand	21
Breite der Orbita	43
Höhe „ „	30
Unterkiefer, Länge	81
„ Breite	102
„ Höhe (der Symphyse)	29

Indices:

Längenbreiten-Index	79·6
Gesichts-Index (Kollmann)	81·1
Obergesichts-Index (Kollmann)	47·8
Augenhöhlen-Index	69·7

Inhalt.

Seite

Die Gräber von Watsch 1
Funde seit 1878. Ausgrabungen des Fürsten Ernst zu Windischgrätz.
Ausgrabungen der prähistor. Commission der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften 1881. Fundbericht.
Ausgrabungen des Landesmuseum in Laibach.
Neueste Funde 1883.

Die Hügelgräber von St. Margarethen 9

Die von C. Deschmann beschriebene Situla aus Bronze von Watsch mit figuralen Darstellungen . . 10
Die analogen Funde in den österreichischen Alpen:
Die Fragmente von Matrei, die Ciste von Moritzing, der Deckel der Situla von Hallstatt mit Thiergestalten, das Fragment von St. Marein. (Tafel I).
Die analogen italischen Funde: Die Situla von der Certosa bei Bologna, und andere. (Taf. II).
Der archaische Charakter dieser Gefässe, der geometrische und orientalische Styl.

Die Helmfunde von Watsch und St. Margarethen. 19
Helmhut aus Bronze ohne Kamm von Watsch.
Helmhut aus Bronze mit doppeltem Kamm von Watsch.
Helmhut, aus Bronzeblechen zusammengenietet, von Watsch.
Die Krieger auf der Situla der Certosa und ihre Helme
Der Schüsselhelm von St. Margarethen.
Die kegelförmigen Helme von St. Margarethen.
Die Tellermützen von St. Margarethen.

Die Gewandnadeln von Watsch und St. Margarethen 31
Halbkreisförmige Fibeln, die halbkreisförmige Knotenfibel von Watsch, Bogen und Kahnfibeln, Spiralfibeln, Schlangenfibeln, Certosafibeln, Thierfibeln, Armbrustfibeln, Fibeln von ähnlicher Form wie die La Tène-Fibeln.

Die Verbreitung der Gräber aus der Hallstätter-Periode in den österreichischen Alpen 35
Die neuesten Ausgrabungen (1882) bei Wies in Steiermark und das Gräberfeld von Mariarast in Steiermark.
Die Urnenfelder und Tumuli aus der Hallstätter-Periode in Kärnten und Tirol.
Allgemeiner Charakter der Gräber aus der Hallstätter-Periode in den österr. Alpen.
Die analogen Gräberfelder auf italischem Boden, die Gräber vom Villanovatypus, die etruskische Frage.
Identität der altitalischen und der Hallstatt-Cultur. Alter dieser Cultur. Der Culturkreis der Hallstätter-Periode und die Beziehungen zum Culturkreis der gleichzeitigen nordischen Bronzecultur. Die la Tène-Cultur.

Schlussfolgerungen 45

Anhang 47
Schädel eines Kriegers aus einem Skeletgrabe von Watsch, von J. Szombathy.

Holzschnitte im Text,

ausgeführt von Franz Biberhofer in Wien.

Seite

Fig. 1. Übersicht der Ausgrabungen auf dem Gräberfelde bei Watsch 2
„ 2. Schmucknadel aus Bronze 4
„ 3. Grosse kahnförmige Fibel aus Bronze 4
„ 4. Kleine Kahnfibel aus Bronze mit eiserner Nadel 5
„ 5. Dreiarmige Lampe aus Thon 5
„ 6. Lanzenspitze aus Bronze, mit einem eisernen Paalstabe verwachsen 6
„ 7. Schlangenfibel aus Bronze 6
„ 8. Halbkreisförmige Fibel aus Bronze mit Kreisornamenten 6
„ 9. Fingerringe aus Bronze 7

Seite

Fig. 10. Leierförmige Fibel aus Bronze 7
„ 11. Bruchstück eines goldplattirten Ohrgehänges 8
„ 12 *a b* u. *c*. Helmhut aus Bronze ohne Kamm von Watsch 20
„ 13 *a, b, c, d, e* und *f*. Helmhut aus Bronze mit doppeltem Kamm von Watsch 20
„ 14 *a, b, c, d, e* und *f*. Genieteter Bronzehut von Watsch 23
„ 15 *a, b, c* und *d*. Schüsselhelm von St. Magarethen 26
„ 16. Englische Krieger von 1250 28
„ 17. Armbrustähnliche T-Fibel von Watsch 33
„ 18. Halbkreisförmige Knotenfibel von Watsch, durch Guss reparirt 34

Tafelerklärung.

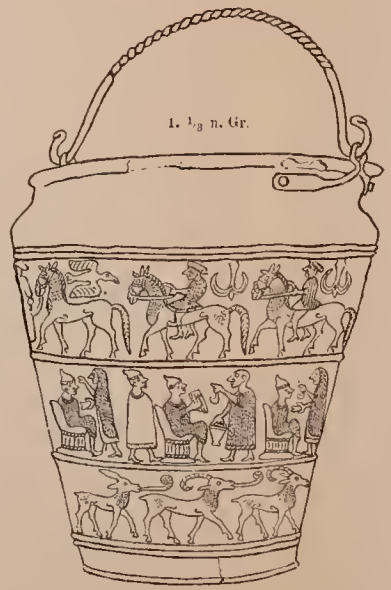
Tafel I. 1. Situla von Watsch $^1/_3$ natürl. Grösse.
2. Die figuralen Darstellungen auf der Situla von Watsch nach C. Deschmann $^1/_2$ natürl. Grösse.
3., 4., und 5. Die Fragmente von Matrei in Tirol, $^1/_2$ natürl. Grösse.
6. Das Fragment von St. Marein $^1/_2$ nat. Grösse.

Tafel II. 1. Die Situla der Certosa $^1/_3$ natürl. Grösse.
2. Die figuralen Darstellungen auf der Situla der Certosa bei Bologna nach Zannoni $^1/_2$ natürl. Grösse.

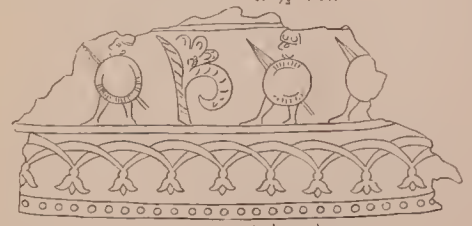
5. $^1/_2$n.

2. ½ n. Gr.

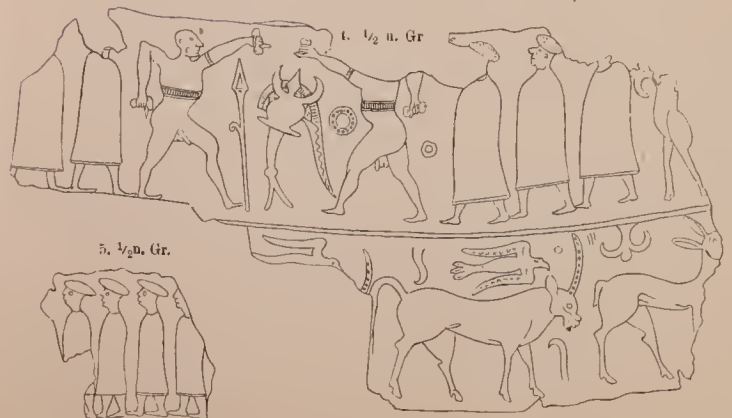
1. ⅓ n. Gr.



6. ½ n. Gr.

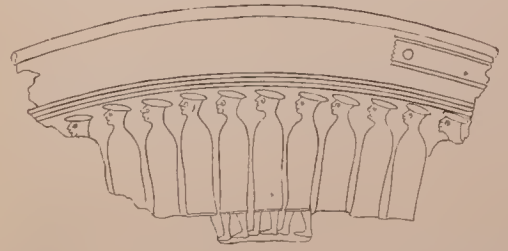


4. ½ n. Gr



5. ½ n. Gr.

3. ½ n. Gr.



1 u. 2. Situla von Watsch, nach C. Deschmann, 3, 4 u. 5. Fragmente von Matrei. 6. Fragment von St. Marein.

2. 1/2 n. Gr.

1. 1/3 n. Gr.

1 u. 2. Situla der Certosa von Bologna, nach Zannoni.